



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 28.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Graf Petöfy.

Roman
von

Theodor Fontane.



Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Erstes Kapitel.

In einer der Querstraßen, die vom „Graben“ her auf den Josephsplatz und die Augustinerstraße zuführen, stand das in den Prinz Eugen-Zagen erbaute Stadthaus der Grafen von Petöfy mit seinem Doppeldach und seinen zwei vorspringenden Flügeln. Ein altmodisches Hochparterre, dazwischen ein Hof und ein etwas vernachlässigtes, den ganzen Bau nach vornhin abschließendes Eisengitter. Ging man an einem dunklen Tage hart an diesem Eisengitter vorüber und sah durch seine rostigen Stäbe hin auf den mit Kies bestreuten Vorhof, so gewann man den Eindruck, daß hier Alles längst todt und ausgestorben sei; trat man aber umgekehrt auf das Trottoir der andern Straßenseite hinüber, so bemerkte man an allerlei kleinen Zeichen und nicht zum wenigsten an einem gedämpften Lichtschimmer, der Abends durch die nicht ganz zugezogenen Gardinen fiel, daß wenn nicht der ganze Bau, so doch die zwei vorspringenden Flügel desselben bewohnt sein mußten.

Und so war es auch.

Die beiden letzten Petöfys, Graf Adam und seine Schwester Judith, eine seit vielen Jahren verwitwete Gräfin von Gundolskirchen, bewohnten das Palais in getrennter Wirtschaftsführung und benutzten in Gemeinschaftlichkeit nur die dem Corps de Logis angehörigen Repräsentationsräume.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 14.

Die „Gesellschaft“, die sich in diesen Räumen zu versammeln pflegte, war, je nachdem der Bruder oder die Schwester „invitirt“ hatte, von sehr verschiedenem Gepräge. Beide Geschwister gefielen sich nämlich in einem ausgesprochenen Protegiren, aber während die Protektion des Grafen der Kunst galt, galt die der Gräfin der Kirche, weshalb es weder ausbleiben noch überraschen konnte, daß sich in denselben Empfangsräumen eine sehr verschiedene Gesellschaftselite: die Wolter und der Kardinal von Schwarzenberg, abwechselnd bewegte. Nur selten, daß man eine Vereinigung beider Elemente wagte.

Graf und Gräfin waren jeder zu seinem Theil ebenso voll Hingebung wie voll Wohlwollen, und doch hätte es keiner allzu scharfen Beobachtung bedurft, um wahrzunehmen, daß die Protektion, in der sie sich ergingen, etwas von einer noblen Passion an sich trug. Sie fühlten eine gewisse Leere, wollten sie standesmäßig ausfüllen und trafen darnach unter dem, was ihnen zur Hand war, ihre Wahl.

Aber dieser Entstehung ihrer Passion waren sich Beide seit lange nicht mehr bewußt und standen vielmehr in Aufrichtigkeit und gutem Glauben jeder an seinem Platze.

Zweites Kapitel.

Es war Ende Januar, einer jener unfreundlichen Tage, wo der Himmel nicht weiß, ob er nebeln oder nieseln soll. Grau zogen die Wolken über die Dächer hin, und die stille Straße, darin das Petöfysche Palais gelegen war, war noch stiller als gewöhnlich.

Aber vor dem Palais selber herrschte Leben, und nicht nur Azaleen, Rhododendren und andere hohe Topfgewächse, sondern auch allerlei Kästen und Futterale mit Musikinstrumenten und endlich Körbe, darin kunstvoll aufgetürmtes Gebäck die schräg-stehenden Deckel wie zur Seite geschoben hatte, wurden abgeladen.

Kein Zweifel, der alte Graf gab heute sein Winterfest.

Inzwischen war die zwölfte Stunde herangekommen, das Gewölk zog ab, der Himmel begann zu blauen, und als angesichts dieser erfreulichen Zeichen ein in der Nähe wohnender Taubenzüchter ein Volk Tauben in die Luft steigen ließ, um den bevorstehenden Wetterumschlag aller Welt zu verkünden, fuhr vor dem Petöfyschen Palais ein elegantes Kabriolet vor. In dem Hause gegenüber aber, in dessen erstem Stock ein großes Putz- und Konfektionsgeschäft war, erschienen sofort drei, vier Mädchenköpfe, junge Demoiselles, am Fenster und sahen neugierig auf den jungen Offizier, der eben die Bügel in die Hand seines Dieners legte.

„Ah, der Herr Neffe, Graf Egon!“ rief eines der jungen Mädchen. „Und wie ihm der Attila sitzt! Ein Husar ist doch das Schönste.“

Niemand widersprach, entweder weil man derselben Ansicht war, oder vielleicht auch, weil die Sprecherin ein für allemal als Autorität in derlei Dingen einschließlich aller Angelegenheiten des Hauses Petöfy galt; der junge Kavaliere aber, der zu dieser Bemerkung über die Vorzüge von Husarenthum und Attila Veranlassung gegeben hatte, wandte sich seinerseits vom Gitter her rasch auf das Portal zu, vor dessen Eingang ein pechschwarzer Walache stand, ein Ideal von einem Thürhüter, groß und dick und mit zwei Schnurrbärten, von denen der eine, der kleinere, wie ein Dachreiter auf dem andern saß.

„Noch zu Haus?“ fragte der als Graf Egon und Neffe des Hauses bezeichnete junge Offizier und stieg, als der Walache gravitativ sein „Ja“ genickt hatte, die breite, nur wenig Stufen zählende Marmortreppe hinauf.

Ein langer Korridor lief auf das Frontzimmer zu, das von Graf Adam bewohnt wurde. Niemand erschien, um zu melden, auch Andras nicht, der erst sechzehnjährige Groom und Liebling, der seit kurzem an des erkrankten Kammerdieners Stelle den persönlichen Dienst beim Grafen hatte. So trat der Neffe denn unangemeldet ein, streckte sich ohne Weiteres, den Oheim bei der Toilette vermuthend, in einen Schaukelstuhl und musterte das Zimmer, das er von lang her kannte, doch so genau zu betrachten nie zuvor Gelegenheit gehabt hatte. Der Charakter seines Bewohners sprach sich in Allem aus und verrieth gleichmäßig den Militär wie den Junggesellen und Theaterhabitué. Vor dem Fenster stand ein beinahe mannshohes Baur mit einem Kakadu darin, während im Uebrigen alle Wände mit einer ganzen Galerie von Bühnengrößen, unter denen die Nachel den Ehrenplatz einnahm, überdeckt waren. Ebenso lagen Albums umher, auf deren einem in großer Golddruckaufschrift „Collection of beauties“ zu lesen war.

Egon begann eben darin zu blättern, als er den kleinen, staffeleiartigen, immer das Neueste tragenden Ständer eines aquarellirten Blattes gewahr wurde. Neugierig trat er heran und sah nun, daß es die Wolter als Messaline war in jenem verführerischen Moment, wo sie den Sohn des Paetus auf einem Blumenlager empfängt.

Egon war noch in Bewunderung vertieft, als der alte Graf eintrat und den Neffen in einem eleganten Visitenanzuge, den er augenscheinlich eben erst angelegt hatte, begrüßte.

„Nun, Egon, zufrieden mit dem Bilde?“

„Süperb!“

„Mein' ich auch. Makart hat sich hier selbst übertroffen. Ich ziehe diese Skizze seinen größeren Bildern vor. Ueberhaupt in dem, was Künstler Ausführung nennen, geht so viel von der Hauptsache verloren. Was der Moment schafft, ist immer das Beste. Byron hatte ganz Recht, sich mit einem Tiger zu vergleichen, der Alles gleich im ersten Sprunge packen müsse. Gleich oder gar nicht. So liegt es.“

„Die Fachleute denken meist anders darüber,“ entgegnete der Neffe, der die Vorliebe des Oheims für Kunstgespräche kannte. „Hört man sie, so sollte man glauben, skizziren könne Jeder und Ideen haben sei so ziemlich das Trivialste von der Welt. Aber lassen wir das. Ich komme, nach Deinen Befehlen zu fragen. Es wird heute getanzt werden. Für den Fall, daß Du noch Aufträge hast, steh' ich mit meiner ganzen Zeit zu Diensten. Ich habe mich beurlaubt und bitte Dich, über mich zu verfügen.“

„Obligirt, Egon. Aber es ist Alles im Gange, die Cotillonüberraschungen mit eingeschlossen, und das Eine, was noch fehlt, muß ich selber beschaffen, oder sag' ich lieber, in Ordnung bringen. Eben deßhalb siehst Du mich bereits gestiefelt und gespornt. Es handelt sich um die reizende Franz, die heute, Pardon, wenn ich etwas übertreibe, die Königin unseres Festes sein soll.“

„Sagen wir die Nouveauté.“

„Gut, auch das. ‚Nouveauté‘; nicht übel. Und um diese Nouveauté soll ich kommen, weil es der unbedeutenden kleinen Stiglmayr, die gerade so hausbacken ist wie ihr Name, beliebt hat, sich einen Katarrh anzuschaffen oder eine Migräne. Nun soll die Franz statt ihrer spielen. Lies. Es ist zum Nasendwerden. Du siehst mich auf dem Wege zu ihr. Es wird sich doch unter den zwanzig jungen und alten Damen irgend eine Vertretung finden lassen, ohne gerade die Franz für diese Rolle heranzuziehen. Wirklich, so mal à propos wie möglich! Denn gerade heute hatt' ich vor, sie Deiner Tante Judith vorzustellen, woran mir, offen gestanden, liegt. Den Rest überlass' ich schließlich der Franz selbst, ihrer Klugheit und ihrer Anmuth.“

„Anmuth?“

„Ja; so sag' ich. Ueberrascht Dich das Wort?“

„Einigermaßen. Um anmuthig zu sein, ist sie nicht mehr jung genug. Es gibt eine Frauenanmuth von vierzig, aber keine Mädchenanmuth von sechsundzwanzig.“

„Du gehst höher hinauf, als die Galanterie gestattet, oder meinethwegen auch weiter zurück.“

„Und ich meinerseits fürchte nur, daß das Kirchenbuch noch weiter zurückgeht.“

„O, nichts davon. Es gibt nichts Größlicheres als Kirchenbücher. Aber alt oder jung, ich habe sie gern und mag sie für mein Fest nicht entbehren, am wenigsten heut. Scheitert Alles, so muß sie noch nach der Vorstellung erscheinen. Das dumme Ding von Lustspiel, das gegeben wird, kann doch höchstens vier Akte haben, vielleicht nur drei; gegen Neun ist Alles aus, und das Fräulein hat noch vollauf Zeit zur Toilette.“

„Wird aber angegriffen sein.“

„Um desto besser. Ich habe das beobachtet. Unsere Theaterdamen sind nie reizender als unmittelbar nach dem Spiel. Sie haben dann noch etwas von dem künstlerischen Hochflug und sind doch zugleich leise fatiguit von der Anstrengung. Dieser Kampf ist entzückend. Un peu languissant. Aber wem sag' ich das?“

Egon wollte sich mit Rücksicht auf die Visite, die der Oheim noch vorhatte, von seinem Platz erheben, der alte Graf aber hielt ihn zurück und sagte:

„Noch ein Wort, ehe ich Dich fortlasse. Du kennst Tante Judith besser als ich, — Geschwister kennen sich eigentlich überhaupt nicht, — wogegen Du des Vorzugs genießest, nur ihr Nefse zu sein, und so sage mir denn, glaubst Du, daß wir der Tante die Franz plausibel machen oder mit anderen Worten, daß ich ihr zumuthen darf, sie bei nächster Gelegenheit in ihren petit cercle zu ziehen? Haben wir Chancen oder nicht? Judith ist im Ganzen genommen ohne Standesvorurtheile, was ich gerecht genug bin ihr als eine der wenigen Segnungen ihrer strengen Kirchlichkeit in Rechnung zu stellen. Jedenfalls bin ich mitunter überrascht, sie so zu sehen, wie sie ist. Aber eine Schauspielerin! Und nun gar noch eine solche! Ja, wenn es eine Tragödin wäre, Volunnia oder Arria oder mindestens die alte Galotti. Das Fach der Heldenmütter ist wenn nicht geradezu sakrosankt, so doch immer mehr oder weniger zulässig, eine Respektabilitätsflagge, die das Fahrzeug deckt. Aber Liebhaberin, Soubrette! Soubrette, die reine Piratenflagge!“

„Doch wen soll sie rauben?“

„Vielleicht mich,“ lachte der Oheim und fuhr dann fort: „Es gibt keine Thorheit, deren sie mich nicht für fähig hält. Sie würde schließlich jede verzeihen, aber die tollste hält sie für möglich. Sie sieht in mir einen ewigen Jüngling und beweist mir, daß mein Leben eine Kette von Jugendthorheiten sei, ja, sie hat sich, glaub' ich, in den Kopf gesetzt, eine Jugendthorheit werde auch mein Leben beschließen. Zuletzt wär' es nicht das Schlimmste. Jedenfalls gut ungarisch, und am Ende stirbt sich's besser jugendlich als ältlich.“

In diesem Augenblick hörte man Militärmusik, und der alte Graf erhob sich. „Ein Uhr. Es ist die höchste Zeit. Und nun mache der Tante drüben Deinen Besuch und sondire. Du mußt sehen, aus des Fräuleins Namen einigen Nutzen zu ziehen. Franziska Franz! — man kann kaum österreichischer aus der Taufe gehoben sein. Ist es nicht,

als flattere der Doppeladler direkt über Einem? Ich vertraue ganz Deiner Klugheit. Und erzähl' ihr auch, vielleicht käme Pizt; das macht sie guter Laune. Alles, was Pio nono mit der Hand gestreift hat, ist gesegnet ein für allemal. Ich persönlich ziehe die Wolter vor.“

Und so sprechend gingen sie den Korridor hinunter bis an die Marmortreppe, wo man sich rasch trennte, der alte Graf, um dem Fräulein, Graf Egon aber, um der Tante seinen Besuch zu machen. Alles, was er eben gehört hatte, ging ihm durch den Kopf, ohne daß es ihn geradezu verstimmt hätte, denn er liebte den Oheim wirklich und verzieh ihm gern und leicht seinen dann und wann etwas excentrisch auftretenden Theaterenthusiasmus. Aber wenn dieser Enthusiasmus auch noch größer und seine Liebe zum Oheim geringer gewesen wäre, — der Onkel war eben ein „Erbonkel“ und mußte darauf hin um so vorsichtiger behandelt werden, als das durch die Tante repräsentirte Gundolskirchen'sche Vermögen ohnehin in einer steten Gefahr war, von der Familie fort- und irgend einem kirchlichen Orden, sehr wahrscheinlich dem der Viguorianer, zuzufallen.

Drittes Kapitel.

So verging der Vormittag.

Am Abend war das Fest, die junge Schauspielerin erschien und wurde der Gräfin Judith vorgestellt.

Aber ehe diese Vorstellung stattfinden konnte, hatte sich ein Zwischenfall ereignet, der, wenn nicht das Fest selbst, so doch die Stimmung desselben ernsthaft in Frage gestellt hatte.

Zu neun Uhr war geladen worden, und der alte Graf wartete schon der ersten Gäste, namentlich aber Judith's, als Egon in Begleitung zweier Freunde, der Grafen Pejevics und Coronini, erzherzogliche Adjutanten wie er, im Festsaal erschien und in sichtlich erregung auf den Oheim zuschritt. Dieser begrüßte die Herren mit der ihm eigenen Artigkeit, nahm aber an ihrer Haltung sehr bald wahr, daß etwas geschehen sein müsse.

„Was gibt es, Egon?“

„Gablentz . . .“ Er stockte.

„Nur heraus. Ich ahne.“

„Hat sich erschossen. Eben hatten wir das Telegramm. Ich wollte nicht, daß Dir unvorbereitet und inmitten Deiner Gäste die Nachricht käme.“

Die beiden jungen Grafen bestätigten die Mittheilung.

Es war in einer kleinen, aus Lorbeer und Palmen arrangirten Nische, wo man das kurze Gespräch geführt hatte.

Der alte Graf antwortete nicht, stützte sich nur auf einen Marmortisch, der hier sammt ein paar Stühlen stand, und machte dann eine Handbewegung, in der er die Herren aufforderte, sich zu setzen. Gleich darnach aber nahm er selber Platz und sah, während er an seinem weißen Bart drehte, stumm vor sich hin. Es war augenscheinlich, daß er mit seinen Gedanken abwesend war und momentan seiner Besucher vergaß.

„Er war Dir lieb und werth,“ nahm Egon,

dem die Situation peinlich zu werden anfing, endlich das Wort.

Aber der Graf verharrete noch immer in seinem Schweigen. Erst nach einer Weile war es, als ob er erwache. „Lieb und werth, sagtest Du, wohl, aber das sagt nicht genug. Er war mein Freund, das sagt mehr.“ Und dabei flogen ihm die Lippen. „Ich weiß, es wird viel gegen ihn gesagt werden, und es ist viel gegen ihn zu sagen, oder doch Manches. Aber gegen wen nicht? Er war ein vollkommener Cavalier und hielt es mit dem Wort: ‚Ich marchandire nicht.‘ Und an dem Festhalten an diesem Wort ist er zu Grunde gegangen. Hätt' er mit dem Ehrenpunkte marchandiren können, er lebte noch.“

„Unter allen Umständen ein beklagenswerther Ausgang,“ antwortete Graf Coronini, dem die Vertheidigung in ihrem Ueberschwang und zum Theil auch in einer Verkennung des Thatsächlichen offenbar mißfiel. „Ein beklagenswerther Ausgang und nun so beklagenswerther, als der Zweck, um dessentwillen so gehandelt wurde, nicht erreicht wird. In gewollter Wahrung seiner Ehre hat er sie nur auf's Neue bloßgestellt.“

Ein scharfer Blick, der den jungen Grafen traf und in nicht geringe Verlegenheit brachte, schoß in diesem Augenblick aus dem von Natur schon etwas gerötheten Auge des alten Petöfy. Zugleich aber nahm dieser wieder das Wort und sagte: „Graf Coronini, Pardon, aber dem Ernst solcher Fragen ist mit Alltagsbetrachtungen und einer landläufigen Moral nicht beizukommen. Ich bin mit Ihrem Vater, dem Grafen, jung gewesen, ein halb Jahrhundert liegt dazwischen, und so müssen Sie mir, einem alten Groguard, diese Sprache zugute halten. Es ist ein tiefes und schönes Wort, das Wort von der süßen Gewohnheit des Daseins; Alles, was lebt, hängt auch am Leben, und nur Der geht, der gehen muß. Unter den vielen Bücherweisheitsfäden, die mir von Grund aus zuwider sind, steht der von der besonderen Feiglingenschaft Derer, die das Pistol in die Hand nehmen, obenan. Nach dem bißchen Lebensweisheit, das ich mir anzueignen in der Lage war, hört das Pistol auf, wo die Feigheit anfängt, und hört die Feigheit auf, wo das Pistol anfängt. Wer es in die Hand nimmt, ist durch schwere Kämpfe gegangen. Achtung vor dem Unglück! Und nun gar der Ehrenpunkt; die Ehre! Jeder, der überhaupt davon hat, weiß allein, wo sie für ihn liegt oder nicht liegt. Bitten wir Gott insgesammt, daß der Kelch der Erniedrigung, welchen Inhalts er auch sein möge, gnädiglich an uns vorübergehe; wenn er aber doch kommt und Der, der ihn trinken soll, ihn nicht trinken mag und gewaltfam und für immer seine Lippen dagegen schließt, so denk' ich, wir respektiren den Todten und sein Thun.“

Graf Coronini, den eine glückliche Leichtlebigkeit auszeichnete, sprach in gewinnendster Weise sein Bedauern über das ihm entschlüpfte Wort aus, und als wenige Minuten später unter einem raschen Zustrome der Saal sich zu füllen begann, zeigte sich, daß der kleine Disput ein Glück für den Verlauf des Festes gewesen war. Der alte Graf, eine durch-

aus nervöse Natur, hatte sich in seiner Philippica gegen Graf Coronini nicht nur den aufsteigenden Groll, sondern vor Allem auch die vorausgegangene schmerzliche Bewegung von der Seele herunter geredet und ließ nun als Wirth bis zum letzten Geigenstriche nichts von seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit vermissen.

*

Seit jener Soirée war eine volle Woche vergangen, und selbst die jungen Demoiselles in dem gegenübergelegenen Konfektionsgeschäfte hatten den anfänglich unerschöpflich scheinenden Gesprächsgegenstand als erledigt außer Kurs gesetzt, um sich in ihrer Eigenschaft als Chorus des Hauses Petöfy neuen intrikaten Fragen zuzuwenden.

Es war Abend, nicht mehr ganz früh, und der Gas Kronleuchter, der mit seinen Milchglasglocken über dem Arbeitstische hing, brannte schon seit Stunden.

„Ich weiß etwas,“ sagte Nesi, die heute wie gewöhnlich den Chorführer machte.

„Was?“

„Die Franz ist heute bei der alten Gräfin drüben. Ganz intim. Kleiner Cirkel. Bei dem Grafen in der Soirée neulich, nun, das war nicht viel. Aber bei der Gräfin, die so fromm ist, das bedeutet etwas. Was wohl Pater Fessler dazu sagen mag?“

„Ja, der,“ unterbrach eine Kleine, nach innen hin Verwachsene, von der Nesi mit Vorliebe zu sagen pflegte, der liebe Gott hab' ihr eine Stufe in's Kleid genäht. „Ja, der, der Fessler! Ein schöner Mann. Dem könnt' ich Alles beichten. Und es übergrüßelt mich ordentlich, wenn ich bloß daran denke.“

„Du?“ lachten Alle. „Du? Was beichtest Du denn?“

Als aber die Heiterkeit sich wieder gelegt hatte, fragte eine Dritte: „Ja, der Fessler! Sage, Nesi, Du hörst ja das Gras drüben wachsen, wie kommt der nur in's Petöfy'sche Haus? Er ist ja doch ein Steyrer und drüben ist Alles ungrisch.“

„D, nicht doch,“ antwortete die Gefragte. „Nicht Alles; nur halb. Auf der linken Seite, wo der Graf wohnt, da freilich ist Alles ungrisch, aber auf der rechten, wo die Gräfin wohnt, ist Alles deutsch. Und der Graf und die Gräfin sind auch immer im Krieg.“

„Aber sie sind doch Geschwister, oder sind sie nicht?“

„Gewiß sind sie. Graf Adam und Gräfin Judith und die Gräfin Eveline, die die schönste war und nun todt ist, die waren Geschwister. Und waren alle Drei rabiats ungrisch und die beiden jungen Gräfinnen am meisten. Ich weiß es von dem alten Stoloman Czagy, des Grafen Kammerdiener, der jetzt krank auf Schloß Arpa liegt, weil er die Selbstsucht hat, er soll ganz abgemagert sein und aussehen wie eine Citrone. Ja, von dem weiß ich es. Als dann aber die Gräfin Judith den alten Gundolskirchen und die Gräfin Eveline den schönen Asperg heirathete, den Vater von dem jungen Grafen, da war es mit dem Rabiatschen und dem Ungrischen vorbei. ‚Nix mehr Magyar.‘ Und Beide wurden

gut steyrisch. Und von daher schreibt sich auch der Fehler.“

*

Pater Fehler, als dieß Gespräch geführt wurde, saß bereits drüben in dem kleinen Salon der Gräfin, in dem mehrere Lampen brannten, aber alle mit einem durch Bilderschirme gedämpften Licht. Diese Lichtschirme waren eine Spezialität des Salons und spielten eine Rolle darin, insonderheit einer, der auf der einen Seite die Correggio'sche Nacht und auf der andern die hüßende Magdalena von Carlo Dolci zeigte. Alles machte den Eindruck von Behagen und Stille. Dicke Teppiche lagen ausgebreitet, und ein feiner Parfüm wie von Ambra war in der Luft. Er schien von einem Lämpchen zu kommen, das auf einem Seltisch stand und mit einer kleinen blauen Flamme brannte. Darüber hing der Gundolskirchen'sche Lieblingsheilige, der heilige Florian.

Es schien, daß der Pater eben aufbrechen wollte. Die Gräfin hielt ihn aber zurück und sagte: „Nein, lieber Freund, Sie müssen noch bleiben und den Thee mit uns nehmen. Es liegt mir daran. Und doch andererseits . . .“

Er verbeugte sich, um seine Zustimmung auszudrücken.

„Und doch andererseits,“ wiederholte die Gräfin, „bin ich in einiger Sorge vor Ihrer Kritik. Es entgeht Ihnen nichts, und ich fürchte, Sie werden Allerlei sehen und hören müssen, was Sie, das Mindeste zu sagen, nur wenig angenehm berühren kann. Denn um was wird es sich handeln? Um Rivalitäten und Theaterintrigen. Aber ich konnt' es meinem Bruder, dem Grafen, nicht abschlagen und mocht' auch nicht.“

Fehler schien hier unterbrechen zu wollen, aber die Gräfin fuhr fort: „Und dann ist sie Lutheranerin oder Calvinistin, oder was weiß ich, und wird also sehr wahrscheinlich an der ewig wiederkehrenden protestantischen Ungezogenheit krankten, ihre kezerischen Naivitäten in einem Tone vorzutragen, als ob ein Appell unmöglich sei.“

„Lassen wir sie, meine Gnädigste,“ sagte der Pater. „Ich für meine Person habe nichts lieber als diesen Ton und vergnüge mich immer wieder, die verloren gegangenen oder doch in Abfall gerathenen Kinder unserer Kirche von kirchlichen Dingen reden zu hören, von Dingen also, die sie nicht verstehen und doch auch wieder sehr gut verstehen. Es ist immer unterhaltlich und lehrreich. Und am unterhaltlichsten und lehrreichsten erscheinen mir allemal diese Preußen in ihrer rechthaberischen Ausgesprochenheit und ihrem ehrlichen Glauben an eine preußische Verheißung mit dem alten Fügen als Gott oder wenigstens als Nationalheiligen. Ich habe viel gegen sie zu sagen und nehme sie, wie sich von selbst versteht, als unsere geschworenen und aller-echtesten Feinde, zugleich aber doch als solche, denen gegenüber mir das sonst so schwierige ‚Liebet eure Feinde‘ nie sonderlich schwer geworden ist. Sie haben etwas Anregendes und überhaupt Manches vor uns voraus. Und darunter sogar Großes.“

„Und das wäre?“

„Beispielsweise die Freiheit. Nicht die politische,

die nicht viel, und auch nicht die soziale, die noch weniger bedeutet, aber die innerliche. Sie prüfen die Dinge, sind kritisch und leben selbstständig aus sich heraus. Und das ist ein Heilsweg; ja, lassen Sie mich hinzusetzen: unter richtiger Voraussetzung der einzige Weg, der zum Heile führt.“

Die Gräfin sah ihn verwundert an, Fehler aber fuhr fort: „Sie sind überrascht, gnädigste Gräfin, und doch bin ich Ihrer schließlichen Zustimmung sicher. Es gibt eine höchste Lebensform und diese höchste Lebensform heißt: in Freiheit zu dienen. Das Dienen aus bloßem Zwang heraus ist todt und erst aus einem selbstgewollten, weil als unerläßlich erkannten Verzicht auf die Freiheit erblickt uns der echte, welterlösende Glauben. Aber um auf die Freiheit verzichten zu können, dazu muß man sie zuvor haben. Sie haben ist das Erste, sich ihrer begeben ist das Zweite. Den ersten Schritt hat der Protestantismus gethan. Vermag er auch den zweiten zu thun, den Schritt zu Rückkehr und freiwilliger Unterordnung unter das Gesetz, so haben wir in ihm das Ideal. In hoc signo vincos. Da liegt die Zukunft, das Geheimniß einer höher potenzirten Welt.“

Als die Gräfin eben antworten wollte, wurde der als Portière dienende Teppich zurückgeschlagen, und die junge Dame, die zu diesem Gespräche wenigstens mittelbar die Veranlassung gegeben hatte, trat ein und schritt rasch und mit einem leisen Anfluge von Verlegenheit auf die Gräfin zu. Diese hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die die junge Schauspielerin mit Devotion küßte. Dann verneigte sie sich gegen den Geistlichen, der sich mit erhoben hatte, während die Gräfin vorstellte: „Pater Fehler, — Fräulein Franziska Franz.“

„Ich erwarte seit einer halben Stunde schon meinen Bruder, den Grafen,“ fuhr die Gräfin fort, während sie die junge Dame neben sich einlud. „Er ist sonst die Pünktlichkeit selbst. Bis zu seinem Erscheinen, mein liebes Fräulein, werden wir uns also mit Pater Fehler einzurichten haben. Glücklicherweise sind Sie lange genug in Wien, um zu wissen, daß die Jesuiten, um das Schrecklichste vorweg zu nehmen, aller Schrecklichkeit unerachtet, doch sehr umgängliche Leute sind. Und die Liguorianer eifern ihnen wenigstens nach. Nicht wahr, Pater Fehler?“

Dieser lächelte, während Franziska nicht zögerte, das Wort „umgänglich“, das ihr sehr apropos ausgesprochen worden war, geschickt aufzugreifen, um nun ihrerseits daran anknüpfend die „Tugend der Umgänglichkeit“ als eine spezifisch wienerische zu preisen.

„Ich hör' es gern,“ erwiderte die Gräfin, „daß Ihnen unser Wien gefällt. Es ist nicht immer so. Das norddeutsche Wesen ist doch sehr anders.“

„Sehr anders,“ wiederholte die junge Schauspielerin. „Gewiß. Aber vielleicht liegt gerade hierin der Grund, daß sich das Norddeutsche zu dem Wienerischen hingezogen fühlt, denn das Wienerische hat neben dem Vorzuge der Umgänglichkeit auch noch andere Vorzüge, die das in den Schatten stellen, was gelegentlich mit zu viel Güte gegen uns als unsere besondere Tugend betrachtet wird. Wir empfinden

tief das Unausreichende des bloß Angelehrten. Eine Sehnsucht nach dem Einfacheren, Natürlicheren regt sich beständig in uns, und diese Sehnsucht ist vielleicht unser Bestes.“

Ein freundlicher Blick Fehler's, der mit feinem Ohre heraushörte, daß all' das wenn nicht selbstständig gedacht und gefühlt, so doch wenigstens aufrichtig nachempfunden war, streifte die Künstlerin, die nunmehr ihrerseits durch diesen Blick ermuntert in ihrem Thema fortfuhr:

„Und diese sich in gefällige Formen kleidende Natürlichkeit, die Wien so zweifellos vor uns voraus

hat, woher kommt sie? Wenn mich nicht Alles täuscht, so spricht die Kirche dabei mit, die ja von alten Zeiten her die Formen des Lebens bestimmte, die Kirche sammt den Dienern der Kirche. Pater Fehler wolle mir nach einer nur nach Minuten zählenden Bekanntschaft eine solche Liebeserklärung in Ueberfallsform freundlichst zugute halten. Aber dabei muß es auf jede Gefahr hin bleiben, außer Ihrer schönen Kaiserin hat Wien nichts, das mich so sympathisch berührte, wie seine Geistlichkeit, Jesuiten und Liguorianer mit eingeschlossen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

R a h n f a h r t.

Von
Gustav Greuel.
(Ungedruckt.)

Das Abendgold von den Bergen rann,
Und fern verflangen die Glocken,
Das Mondlicht silberne Kränze spann
Dir um die seidnen Locken.

Aus grünen Fluten raunte es bang,
Du beugtest lächelnd dich nieder
Und schlangst dir Rosen und blühenden Tang
In's Haar und um's schwellende Nieder.

Da rauscht's im Grund. Mit leisem Schrei
Stürzt' ich zu deinen Füßen:
Mir war's, als wollten dich Nig und Fey
Jauchzend als Königin grüßen.

Und schimmernd kam die Sternennacht
Ob Schilf und Röhrich gezogen,
Ich hielt bei dir die Königswacht
Auf rauschenden, schmeichelnden Wogen;

Und schwur dir ew'ge Vasallentreu
Und Schutz gegen Sturmnoth und Klippen —
Du küßtest lächelnd die Schwärmerei
Von meinen stammelnden Lippen.

D e i n e S c h u l d.

Von
Max Brauer.

Daß ich plauderte, daß ich verrathen,
Was Frau Minne mit uns betrieb,
Daß ich schwachte von unsren Thaten,
Darum zürst du mir, thörichtes Lieb?

Du hast selbst ja die Schuld gegeben,
Deine Lippen nur sind der Grund:
Seit sie mich küßten, da fühl' ich beben,
Sittern noch wie in Rhythmen den Mund.

Haben Alles erzählen müssen,
Meine Lippen, von dir gefeyt,
Wonneberauscht von deinen Küßten
Und begeistert in Seligkeit!

(Aus: „Mein Wanderfrühling“. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1883.)

L e n z l i e d.

(Aus Italien.)

Von
D e m s e l b e n.
(Ungedruckt.)

Nun ist erschienen
Der Lenz wie ein Traum;
Es summen die Bienen
Im Mandelbaum.
Und über Nacht,
Was singt und was lacht,
Mit den Knospen allen
Und Nachtigallen
Ist's aufgewacht.

Hell liegt die ganze
Verjüngte Welt
Im Maienglanze;
Und hochgeschwellt
In den Adern freist
Glückseliger Geist,
Der nun auf Erden
Ein neues Werden
Wie Wunder verheißt.

Da kommt mit dem Blühen
In's Herz mir auch
Ein Lenzerglücken,
Ein heißer Hauch;
In's Herz mir bricht
Mit dem Sonnenlicht,
Mit dem Frühlingsgetriebe
Auf neue Liebe
Die Zuversicht!

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)



Sechstes Kapitel.

In der Nähe des Schlossparkes einer unserer größeren deutschen Residenzstädte befindet sich eine feine Weinstube, welche ihrer guten Lage wegen namentlich von den jüngeren Herren der Aristokratie häufig besucht wird. Damen verirren sich selten oder niemals dorthin — im Gegentheil, gar manches ehrbare Fräulein macht mit niedergeschlagenen Augen einen Umweg oder beschleunigt unwillkürlich ihre Schritte, wenn sie die blauen Röcke oder die tief ausgeschnittenen Hemdtragen dort hinter den hohen Spiegelscheiben bemerkt, und anständige Frauen wählen lieber die andere Seite der Straße, weil sie fürchten, die Aufmerksamkeit jener „goldenen Bande“ in einer für sie unangenehmen Weise zu erregen, oder ihre Bemerkungen zu vernehmen, namentlich im Sommer, wo die schmale, vergitterte Veranda draußen mit Spöttern und Uebermüthigen dicht besetzt zu sein pflegt.

Uebrigens sind nicht alle Damen, die dort vorüberkommen, so spröde und männerfeindlich, ja manche Schöne geht sogar öfters dort vorüber, als unumgänglich nöthig ist, manches schöne Auge wendet sich verschämt, anscheinend oder vollbewußt auf jene glänzenden Scheiben und jene Männer, manches heimliche Zeichen wird dort gewechselt und manches verdächtige Wort geflüstert, vom Sattel ihres Reiters herab grüßten schöne Reiterinnen mit der Hand oder Gerte lächelnd herüber, und aus mancher Equipage, die stolz vorüberrollt, fliehet ein Lächeln oder gar ein Kopfnicken dort hinüber.

Das Café Stephani hat aber klugerweise neben der Restauration noch eine Konditorei, es gibt dort das vortrefflichste Eis in der ganzen Stadt, außer diesem nur Kaffee und Chokolade nebst kleinem Gebäck, hier verkehrt eine gewisse Kaste von Damen mit Vorliebe und um so lieber, als durch die hohen Preise einem Hinzudrängen niederer Elemente klüglich vorgebeugt ist.

Man findet bei Stephani allezeit nur sogenannte gute Gesellschaft.

Ich sprach vorhin von der guten Lage dieses Etablissements; es ist nothwendig, daß ich dieselbe ein wenig näher beschreibe: ihm gegenüber liegt der Schloßgarten, welchen nur ein hohes, zierliches Gitter von der Promenade scheidet. Dieser ist seit undenklichen Zeiten durch königliche Munificenz dem Publi-

kum geöffnet, zwei große eiserne Thore, mit Säulen, Laternen und Schildhaltern, führen hinein in die Allee, gemeinlich die Prinzenallee genannt, deren Planken mit hohen Bäumen besetzt sind, die einen dichten, wohlthuenden Schatten über die schmälere Wege für Fußgänger und über den breiten, weichen Fahrweg werfen.

Die Laubmassen verengen sich beinahe in der Ferne, das saftige Grün verschwimmt zu einem dunklen Blau, denn scheinbar endlos zieht sich die große Allee in schnurgerader Linie hin; sie wird hinten durch eine hohe Fontäne und das Schloß effectvoll abgeschlossen.

Zu diesem Haupterholungspunkte der Residenz und aus diesem heraus strömen den ganzen Tag die Menschen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, und Alles, was geht und kommt, muß am Café Stephani vorüber. Aber damit noch nicht genug: die Promenade hat man hier gerade zu einem breiten Platz erweitert und an diesem rechts und links liegen das Theater und das große, berühmte Landesmuseum, wodurch der Verkehr hier noch um ein Bedeutendes gesteigert wird.

Dieses Zu- und Abströmen so vieler Menschen zog Handel und Wandel hieher, der Platz ist eingefaßt von prächtigen Läden, die Abends ganze Fluten von Licht hinausströmen auf die Trottoirs und vor denen es von Schauenden niemals leer wird. In der Mitte des Platzes stehen zwei schlanke Kioske, in welchen Zeitungen und Sodawasser feil gehalten werden, und auf den Ecken desselben stehen Buden mit den herrlichsten Blumen und Früchten, eine Menge von Kleinhändlern und namentlich von hübschen Blumenmädchen, auf das Zierlichste herausstaffirt, bevölkern außerdem die Wege, mischen sich unter das Publikum und bieten ihre Waaren feil.

Das Alles gibt jenem Plage etwas ungemein Freundliches und Großstädtisches und macht ihn, namentlich in der besseren Jahreszeit, zum Mittelpunkt des eleganten Verkehrs.

Kein Wunder ist es also, daß die Herren so gern bei Stephani am Fenster oder auf der Veranda sitzen, und daß die Damen in der Konditorei eine Schale Eis verzehren, ebensowenig kann es auch Wunder nehmen, wenn bisweilen ein Verkehr zwischen der Weinstube und der Konditorei stattfindet, denn die Herren zieht es nun einmal auf der ganzen Welt magnetisch zu dem schönen Geschlecht.

Nicht dort vorn hinein in die hellen, glänzenden Räume aber führe ich den Leser, sondern in eine

Hinterstube der Restauration, hinter dem süßlichen Billardzimmer, durch einen kleinen, dunklen Korridor von dem übrigen Stablisement geschieden. Es war dieses eigentlich nur eine Privatstube des Wirths und demgemäß eingerichtet, aber gefällig wurde sie bekannten Gästen abgetreten, welche hier im Stillen einer guten Flasche den Hals brachen und Macao oder ein Pharo zu spielen liebten.

Man machte hier — wie man zu sagen pflegt, unter Fremden ein kleines jeu, obgleich nichts unrichtiger ist als diese Bezeichnung, denn nichts ruiniert die Freundschaft mehr auf die Dauer, als gerade das Spiel, nichts ist gefährlicher für gute Kameradschaft als dieses, und keinem Laster fallen mehr Existenzen zum Opfer, denn ganze Familien müssen oftmals leiden unter dem Schicksale der Einzelnen; Schuldenmachen, Wucherzinsen und Wuchermisere, Amerita und Selbstmord sind die Perspektive für Die, welche jener unseligen Leidenschaft dauernd fröhnen.

Das Zimmer war nur mittelgroß, nicht gerade elegant, mehr bürgerlich möblirt, mit einigen Kupferstichen an den Wänden und Vorhängen, bis zu der halben Fensterhöhe nach dem Hofe hinaus.

Um den großen, runden Familientisch herum saßen etwa acht bis zehn Herren heute früh, hinter ihnen auf kleinen Tischen und Kommoden standen die Flaschen und Gläser, Sardellenbröckchen und dergleichen andere gute Sachen, welche augenblicklich aber unbeachtet blieben, denn man war beim Spiel.

Man hatte gefrühstückt vorn, — einige Herren von den Gardereitern und einige Kavaliere vom Hofe, — war ganz solide zu Anfang, denn am Morgen ist man selten aufgelegt zum Spiel; da hatte sich ein schlanker, blasser, durch einen hochfahrenden, hämischen Gesichtsausdruck entstellter Herr zu ihnen gesellt, der hier offenbar wie zu Hause war.

Mit den Worten: „Bei Gott — es ist ein Skandal!“ hatte er einen Stoß Aktien unter dem Sommerpaletot hervorgezogen und ihn auf einen Stuhl geworfen, „es ist die reine Köhlerarbeit — für einen Gentleman, geradezu unanständig. Kellner, einen Schoppen Rothwein!“

Er hatte sich zu den Uebrigen gesetzt, zum Fenster hinausgesehen nach den Damen, die der leichte Sommerregen da draußen kaum verschlechte, man hatte medirt über die Vorübergehenden, namentlich Damen vom Theater heute — seine Witze gemacht und jene kleinen, pikanten Geschichten erzählt, welche Männer beim Glase so über Alles lieben.

Mit einem Worte, es hatte sich Alles ganz ordentlich und friedlich angelassen, bis jener Hinzugekommene vorschlug, das Frühstück auszuwürfeln.

„Nicht doch, Herr von Steinfurt, das bleibt hernach nicht beim Auswürfeln,“ hatten einige Solidere gemahnt, aber die Anderen hatten die Oberhand behalten, der Kellner brachte jene ominösen Lederbecher mit den drei Würfeln, die Schwefelholzbüchsen wurden geleert und bald klapperten die Knöchel auf dem Tische, bald hörte man jene sonderbaren technischen Ausdrücke, welche beim Auswürfeln in der Mode sind, und Ausrufe des Triumphs oder der Enttäuschung.

In der That war es aber dabei nicht geblieben,

wie jene soliden und weltersfahrenen Leute es vorhergesagt hatten, ein Zischeln und Zuwincken hernach und unter dem Vortritt Egbert's von Steinfurt, des ehemaligen Diplomaten, und noch einiger anderer Heißsporne war man übergesiedelt nach dem Hinterzimmer.

Hier saß man jetzt und spielte „lustige Sieben“.

Sie kennen das Spiel nicht? — Ich will es Ihnen mit kurzen Worten beschreiben; es ist eines der gefährlichsten Hazardspiele, so harmlos es auch aussieht, ähnlich dem bekannten Roulette, nur viel einfacher herzustellen: man macht mit einem Stück Kreide einen senkrechten Strich auf den Tisch und zieht rechtwinklig zu demselben 6 kürzere Querstriche. Es entstehen so auf jeder Seite des großen Strichs 5 Rubriken; in diese schreibt man links die Zahlen 12, 10, 8, 5, 3; rechts 11, 9, 6, 4, 2, oben über das Ganze aber zuletzt noch eine 7.

Der Apparat ist fertig, das Spiel kann losgehen, dasselbe wird mit 2 Würfeln gespielt und können an demselben so viele Personen theilnehmen, als Lust haben. Die Chancen sind folgende: am häufigsten kann die 7 geworfen werden (1:6, 2:5, 3:4, 4:3, 5:2, 6:1), demnächst kommen 6 und 8 und so fort.

Eine Person hält die Bank, die nach Belieben aus einer Hand in die andere geht. Man macht seine Einsätze, dann wird der Becher geschüttelt und geworfen. Der Bankier zahlt die getroffene 7 dreifach, die anderen getroffenen Nummern doppelt und die übrigen Nummern, welche auf derselben Seite des Strichs stehen, einfach aus, alle übrigen Sätze zieht er ein.

Dieser anscheinend so gemüthliche Zeitvertreib ist, wie gesagt, eines der gefährlichsten Hazardspiele, denn bei jedem Wurf haben sämtliche Einsätze verloren oder gewonnen, die Würfe folgen sich schnell, ebenso schnell also rollt das Geld.

Man hatte klein angefangen, wie gewöhnlich, die Leidenschaft aber stellte sich bald ein, wuchs mit jeder Minute und trieb die Sätze immer höher hinauf.

Die Würfel klapperten immer auffordernder über das grüne Wachtuch. Das Zimmer, in welches ein verlorener Lichtstrahl hereinsiel, über das nächste Dach hinfort, aus einem blauen Stück Himmel, hatte ordentlich etwas Trauliches, aber die Gesichter und Attitüden jener Spielenden dort harmonirten durchaus nicht mit dieser behaglichen Stimmung, man sah geröthete Stirnen, wirres Haar und vor Ingrimm oder Schadenfreude und Gier verzernte Gesichter. Nirgends wird ja so leicht der Firniß der guten Gesellschaft abgestreift, als beim Spiel.

Der Leidenschaftlichste und Roheste von Allen und der zugleich vom Glück am wenigsten Begünstigte war Egbert von Steinfurt, der ehemalige stürmische Verehrer seiner ungekannten Cousine.

Die Rechte krampfhaft in die in Unordnung gebrachten Haare eingekrallt, den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, saß er bleich, verzerrt, mit großen, stieren Augen da und pointirte. Er hatte zuerst gewonnen, dann beim Banthalten einen großen Theil verloren und verspielte nun soeben seinen Nest. Es lag etwas Diabolisches in diesem Augenblick in den

schmalen, beinahe regelmäßigen Zügen, Wuth, Eier und Falschheit stritten um den Vorrang. Laute Flüche, deren Inhalt mit jedem verlorenen Wurf kräftiger wurde, entflohen den verbissenen, schmalen Lippen.

„Schimpfen Sie doch nicht so unchristlich!“ rief einer der Mitspielenden mit einem Stirnrunzeln herüber.

„Laß ihn, Rothkirch, er hat seine Seele längst dem Teufel verschrieben, — 's kommt nicht mehr darauf an.“

„Hol' euch selbst der Teufel und laßt mich in Ruhe!“ rief der Assessor mit einem zornigen Blicke und warf ein Goldstück auf die Sieben.

„Danke bestens, wir sind dort nicht so gut angeschrieben wie Sie,“ gab man zurück.

Jener hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit brennenden Augen auf die rollenden Würfel.

Es kam die Sieben.

„Ihr Freund Mephistopheles hat Sie erhört dieses Mal,“ rief eine andere, auffallend dünne Stimme.

Der Assessor von Steinfurt zog das Geld ein, behielt es einen Augenblick ungewiß in der zusammengeballten Linken und setzte es dann mit einem plötzlichen Entschluß abermals auf die Sieben. Noch ruhte der Finger eine Minute lang auf dem Golde, dann zog er ihn fort, die Würfel klapperten.

Es war abermals die Sieben, welche herauskam.

Nun lagen dort sechzehn Goldstücke beieinander. Die Augen des Gewinners begannen zu funkeln, sein Mund verzog sich zu einem häßlichen, höhnisch triumphirenden Lächeln — er war geradezu abschreckend in diesem Augenblicke.

Die Spötter, zwei hübsche Offiziere von den Gardereitern, stießen sich einander an und flüsterten sich etwas zu.

„Meine Herren, Ihre Einsätze!“ rief der Bankier, die Würfel fielen und abermals hatte Steinfurt gewonnen, wenn auch dieses Mal eine kleinere Summe.

„Ihr Freund mit der Hahnenfeder hat Ihnen abermals geholfen!“ rief dasselbe dünne, blecherne Stimmchen von vorhin, „müssen braten dafür in der Hölle.“

Die Uebrigen lachten, aber der Spieler selbst beachtete diese Scherze nicht, er lauerte nur auf den nächsten Satz.

Es kam hernach Jemand herein und mahnte, daß es Zeit sei, zu Tisch zu gehen, es schrieben einige Herren etliche flüchtige Worte und Zahlen auf Visitenkarten, — das waren die Geplünderten; sie hatten zuletzt auf Wort gespielt — man brach auf. Herr von Steinfurt war noch beschäftigt, sein Geld einzuscharren, er hatte gegen Ende des Spiels ein wirklich unangenehmes Glück gehabt, er trug beinahe Alles davon, was die Uebrigen mitgebracht hatten.

„Haben ja ein heidenmäßiges Glück gehabt, lieber Assessor,“ brummte ihn Lieutenant von Rothkirch in's Ohr. „Ist unrecht, uns arme Teufel so zu schröpfen, wenn man die Wittve eines Nabobs in Aussicht hat. Darf Ihnen wohl einen Dienstmann bestellen, oder eine Droschke?“

„Durchaus nicht nöthig,“ versetzte Jener, ohne

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 14.

aufzublicken, mit einem Stirnrunzeln, und fuhr fort, die schmutzigen Papierscheine und das kleine Geld zu zählen.

„Na, dann gute Berrichtung!“

Der Gewinner war der Letzte, alle Uebrigen waren bereits gegangen. Er erhob sich nach einer Weile und klingelte dem Kellner.

„Geben Sie mir für diesen Kaff da großes Geld, — Gold am liebsten,“ befahl er, auf das aufgezählte Silbergeld deutend, „es sind dreihundert-undeinundzwanzig Mark und etliche Nickel.“

Der Kellner sah das Geld an, lächelte bedeutungsvoll in seinen Fracktragen hinein und entfernte sich dienstfertig mit dem Bedenten, er würde den Oberkellner rufen, er habe nicht so viel Geld.

Der Oberkellner erschien — der Assessor wiederholte sein Verlangen, wie gewöhnlich mit kurzen, befehlenden Worten. — Ihm wurde aber nicht ebenso pünktlich gehorcht, der Oberkellner, welcher mit einem Blicke überfah, was hier vorgegangen war, der vielleicht auch von den Fortgehenden ein Wort aufgefangen hatte, ein kleiner, energischer Mann überdies, begann mit respektvoller Haltung zwar, aber doch ziemlich bestimmt, ein höchst unangenehmes Gespräch mit dem ehemaligen Diplomaten; mit einem Worte, dieser sah bei ihm und im Geschäft etwas hoch in der Kreide und dieß war vielleicht ein geeigneter Moment, um zu seinem Gelde zu gelangen, der nicht so leicht wiederkam. Es waren ihm über die Zahlungsfähigkeit des Herrn Assessors allerhand Zweifel aufgestiegen in der letzten Zeit.

„Was, Sie haben die Frechheit, mich zu treten?“ rief der Assessor, sich empört in die Brust werfend.

Aber der Oberkellner ließ sich durchaus nicht einschüchtern durch dessen große Manieren.

„Wenn Sie das Verlangen, in den Besitz meines Geldes zu kommen, so zu nennen belieben, Herr Baron,“ erwiderte er sehr bestimmt, „dann muß ich mir das gefallen lassen. Ich habe Ihnen wiederholt große Summen geliehen, ohne Bürgschaft und ohne zu mahnen — der Termin der Rückgabe ist längst verstrichen — heute brauche ich mein Geld.“

Die Augen des Assessors wanderten einige Male hin und her und seine Hände ballten sich, aber sein Renommée stand auf dem Spiele, wenn er nicht zahlte, wenn der Kellner etwa Lärm schlug. Mit einem Fluche, widerwillig griff er in die Tasche und warf Goldstücke und Scheine bunt durcheinander flirrend auf den Tisch.

„Machen Sie sich bezahlt!“ sprach er hochfahrend, nahm seinen Paletot und die Aktien und setzte seinen Hut auf.

„Ich bekomme vierhundertundfünfzig Thaler — Zinsen berechne ich nicht,“ versetzte gleichmüthig der Oberkellner.

„Hol' Sie der Teufel und nehmen Sie zehn Prozent! — Was, Sie danken? Dann nehmen Sie fünfzehn, oder ich setze nie wieder einen Fuß in diese Kneipe!“

„Dann kann ich die Kleinigkeit, welche das Geschäft zugute hat, wohl ebenfalls gleich mit abrechnen?“

Die Thüre flog in's Schloß, daß die Wände zitterten, — der Gefragte hatte das Zimmer ohne Antwort verlassen.

„Nuch gut!“ brummte der Kellner, zählte das Geld, nahm eine größere Summe davon fort, legte den Rest zurück und verschloß ihn in das Bureau.

Siebentes Kapitel.

Dem sanften Gewitterregen, welcher am Morgen die Natur erquidete hatte, war ein heißer Sommertag gefolgt. Die Sonne sog bald die Feuchtigkeit auf und schien beinahe drückend. Manch' Einer schaute deshalb zu ihr auf und wünschte, sie möchte allmählig sich hinter den Horizont verbergen, damit er aufathmen könne.

Dieses selbe Begehren empfand ein junger Herr in dem großen steinernen Hause am „Zwinger“, welcher vor dem Spiegel stehend Haar und Bart ordnete. In dem Zimmer sah es augenblicklich luxuriös-genial genug aus, um eine ehrbare Hausfrau oder jedes ordnungsliebende Gemüth in Verzweiflung zu versetzen. Die Möbel waren bedeckt mit Uniformstücken und allerhand Utensilien; zwischen einem Waffenrock und einem gekollerten ledernen Reiterhandschuh schlummerte mit einem Auge ein kleiner Affenpinscher auf dem Divan. Auf dem Tische stand die Weinflasche mitten zwischen allerhand Schriftstücken, Aschbechern und Cigarrenetuis — eine Reitgerte mit schwerem, metallnem Griff lag etwas brutal quer über alle die Geheimnisse des Schreibtisches hinweg. An den Wänden hingen Bilder, aus denen die rothen Röcke der Sportsmen grell herausleuchteten, Stammbäume von berühmten Pferden und diese selbst, dazwischen die Porträts von Kameraden und etlichen hübschen Damen in ziemlich schmucklosen Rahmen. Selbst auf dem Erdboden lagen Stiefel und Wäschestücke herum, und durch die geöffnete Thüre erblickte man in der Schlafkammer daneben dasselbe Durcheinander, fortgeworfene Kleider, Sattelzeug, verschobene Möbel und bepakte Stühle.

Der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, der sich dort so ausführlich mit zwei Bürsten bearbeitet, ist Egon von Steinfurt, der Lieutenant von den Dragonern, mit welchem wir brieflich schon oberflächlich bekannt gemacht wurden. Wir sehen sein Spiegelbild in dem hohen Glase und entdecken nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit seinem älteren Bruder: ein sonnenverbranntes, härtiges Gesicht mit einem vorherrschend gutmüthigen, etwas verschmigten Ausdrück und angenehmen Zügen. Der Kopf mit dem kurz geschnittenen Haar sitzt auf einer über mittelgroßen, gedrungenen, aber wohlgebildeten Gestalt, welche augenblicklich zur Hälfte in Civilkleidern steckt; dunkelgraue Beinkleider, graue Weste und Kravate. Der kleine runde Hut und der Rock liegen neben ihm auf einem Stuhl. Der junge Herr ist endlich mit seinem Exterieur zufrieden, der Bart ist glatt gestriegelt, nach allen Richtungen hin gleichmäßig vertheilt; noch ein Blick auf die glänzend polirten Nägel und er schlüpfte in den leichten Oberrock, stülpt das Hütchen auf, nimmt Stock und Handschuhe und ruft den Hund.

Er verläßt das elterliche Haus auf einer Nebentreppe und gewinnt die Straße. Ein Blick hinauf zum Himmel und seine Stirn legt sich in ungeduldige Falten: er will zu einem Stellbuchein und nun scheint die Sonne sich, ihm zum Aerger, heute gerade gar nicht losreißen zu können von der heißen Erde.

Er sieht nach der Uhr, steht noch einen Augenblick zögernd vor der Thür, dann macht er sich auf den Weg: ehe er hinkommt, wird es hoffentlich dunkel sein. Der Lieutenant ist noch jung und seine verliebte Ungebuld daher größer als seine Vorsicht — wer will es ihm verdenken?

Die belebteren Straßen vermeidend — denn das Ausgehen in Civilkleidern ist streng verboten — geht Egon von Steinfurt anfangs langsam schlendernd, allmählig aber, ohne daß er selbst es ahnte, seine Schritte beschleunigend, der Vorstadt zu. — Die, welche ihn mit solcher magnetischen Kraft herbeizieht, ist nämlich niemand Anderes als sein hübsches Wäschen Helene, und daß er zu dieser schleicht, durfte natürlich kein Sterblicher ahnen bei der Feindschaft zwischen den beiden Häusern. Daß doch die verbotenen Früchte immer am süßesten schmecken! Hätten die Familien der beiden Brüder in Frieden gelebt, wer weiß, ob der Lieutenant dann jemals seine Verwandte so lieb gewonnen hätte; die Menschen, mit denen man aufwächst, die wir täglich sehen, von Kindesbeinen an, sind ja selten Die, in welche wir uns verlieben. Aber nun war Helene lange Jahre in der Pension gewesen, er erkannte sie gar nicht, als er sie wieder sah, eine reizende, frisch erblühte Knospe, ihr Anblick hatte ihn bezaubert, und ihr gesiel der Vetter. So war das gekommen — dieses innige Gefallen an einander nahm zu mit jedem Sehen, ja wurde ein so starkes zuletzt, daß die sonst so verständige Helene dem Vetter schrieb und ihn ab und zu verstoßen traf.

Egon gewann die Vorstadt. Die Scheibe der Sonne war eben hinter dem blutrothen Wolfensaum verschwunden, als er in's Freie trat, aber um so heller leuchtete jetzt das Abendgold — es war noch tageshell, noch durfte er es nicht wagen, sich zu nähern.

Ganz am Rande der Vorstadt lag das große Haus des Onkels, dahinter erstreckte sich ein weiter Park. Dieser war durch eine hohe Mauer gegen den Fahrweg abgeschlossen, welcher dieses äußere Stadtviertel umzog. Jenseits desselben begannen Felder, Gärten und Wiesen.

Es war hier herum noch ziemlich belebt, unser Verliebter hielt es deshalb für gut, einen schmalen Nichtweg einzuschlagen, der von der Hauptstraße abzog. Disteln und Gräser köpfend mit seinem Reitstock, schlenderte er langsam fürbaß, vorsichtig Gang und Haltung verstellend, denn hinter der Parkmauer lag eine erhöhte Stelle mit einer Laube darauf, von welcher aus man bequem das ganze vorliegende Gelände über sah.

Endlich war es verglommen das Abendroth, nur ein matter röther Saum noch an den Rändern der dunkelvioletten Wolken, dann ein leises Zucken wie elektrisch, und auch diese verschwanden — es wurde

Nacht. Das Heer der Sterne funkelte schon vom schwarzblauen Himmel herab. Eine Pforte öffnete sich, es huschte Jemand heraus über den Weg, durchbrach an einer lichten Stelle die niedrige Hecke auf der andern Seite und betrat die Wiese. — In der nächsten Sekunde lagen sich die beiden Liebenden in den Armen.

Wie im Halbschlaf, traumverloren lag die Erde da, als die Weiden dort im kühlen Grafe ruhten, als läge die große Stadt mit ihrem geräuschvollen Treiben und großen Leidenschaften meilenweit hinter ihnen, solch' eine tiefe, heilige Stille herrschte hier draußen. Nur ein Vogel sang noch irgendwo in den Zweigen, als freute er sich über das Glück der beiden Liebenden da unten, die schweigend, wie übermannt von Seligkeit, Hand in Hand neben einander saßen.

Es duftete nach Erde und frisch gemähtem Heu, und wenn der leise Windhauch erfrischend darüber zog, dann raschelte die weite Grasfläche und regte es sich flüsternd oben in den Laubkronen des Parks. Ein lebhaftes Gefühl des Glückes und des Dankes war in den Herzen dieser beiden guten Menschen, trotzdem aber tauchte Helensens Seele sich in sanfte Schwermuth, und ihre Gedanken richteten sich rückwärts: warum war es eine Sünde, fragte sie sich, daß sie ihren Vetter liebte, warum mußte sie es verbergen, dieses reinste und heiligste Gefühl, welches der Himmel selbst in ihre Brust gelegt hatte? Hier draußen, heimlich mußte sie ihn treffen und zittern vor dem Augenblicke, wo der Vater das Bündniß ihrer Seelen entdecken würde!

Auch Egon war still, nur ab und zu einmal zog er die kleine, weiche Hand leise an seine Lippen, aber ihn beschäftigten nicht die Vorwürfe und Sorge, der Reiz des Welt Schmerzes legte sich nicht erkältend auf seine Freude; er war eine kräftig und glücklich organisierte Natur, ein warmblütiger Optimist, er vertraute dem Himmel und dem guten Glück, nicht wenig auch sich selbst. Mehr und mehr erfaßte ihn der poetische Zauber, der Reiz der Situation — ihre süße Hand in der seinen, ihren Kopf an seiner Schulter, sah er hinauf zu den Sternen und hatte die schönsten und glücklichsten Gedanken dabei.

Allmählig stieg der volle Mond herauf, während sie dort ruhten, und schaute mit der hellen Scheibe, groß wie ein Wagenrad, über den dunklen Horizont herüber. — Mit einem Schlage war die ganze Szenerie jetzt verändert, in dem gelben Lichte des Gestirns der Nacht sah das wogende Gras aus, als schlug es Wellen, wie ein weites, weites, mondbeschienenes Meer.

Ergriffen von der wunderbaren Schönheit dieses Zaubers richteten die Weiden sich auf und schauten bewegt im tiefsten Gemüth; ein Hauch von der Allmacht und Liebe Gottes zog leise durch ihre empfänglichen Seelen.

„Wie schön — schau'!“ sprach Egon leise und sah der Geliebten in das hellbeleuchtete Gesicht.

Helene seufzte — sie nickte ihm zu mit dem Kopfe und verbarg ihr liebes, hübsches Gesicht an seiner Brust, damit er die Thräne nicht sähe, welche ihre Wimper feucht machte.

„Mein Liebling!“ flüsterte er und zog sie an sein Herz. Sie rührte sich nicht, still wie eine Taube schmiegte sie sich an ihn an.

„Was — Du weinst?!“ rief er auf einmal und richtete sich auf.

„Daß mich — ich bin heute so weich gestimmt . . . ich weiß selbst nicht.“

„Ja, aber Lenchen! . . . bekommst Du Nerven, Mädchen?“ unterbrach er sie ganz betroffen, aber dennoch mit einem gutmüthigen, auffordernden Lächeln.

„Es ist nichts,“ gab sie zurück und sah ihn durch die Thränen hindurch zärtlich an. „Ich dachte nur daran, wie schlimm es ist, daß wir uns heimlich und hier draußen im Felde treffen müssen. Daß unsere Liebe Sünde ist, bloß weil unsere Väter mit einander in Feindschaft leben.“

„Also mit solchen Gedanken verdirbst Du Dir den kostbaren Augenblick?“ sprach er vorwurfsvoll.

„Ja, Schatz — ich kann nicht anders!“

„Und deshalb läßt Du mich allemal so lange bitten, ehe Du mir ein Zusammentreffen bewilligst?“ Sie nickte stumm.

Der Verliebte sann eine Weile nach.

„Weißt Du was?“ begann er dann, „ein Unrecht ist allerdings dabei, ich gebe das zu, aber Lenchen, für uns ist es gering. Wenn unsere Väter Capuletti und Montecchi spielen, warum sollen wir nicht etwas Romeo und Julie sein? — Ich sehe darin keine Sünde. Sollen wir Kinder denn mit in dasselbe Horn blasen, uns lassen gegenseitig auf Kommando?“

„Es bekam Romeo und der armen Julie sehr schlecht, lieber Schatz.“

„Das war ihre Schuld, warum waren sie so dumm? Wir werden es besser machen.“

„So glaubst Du an ein Wunder?!“

Er antwortete nicht sogleich, sondern sah gedankenvoll zu dem gelben Monde hinüber, welcher jetzt wie ein goldener Ballon ein Stück bereits über dem dunklen Horizont schwebte.

Nach einer Weile blickte sie ihm in's Gesicht und sprach:

„Und nun hat sich die Kluft noch erweitert wegen jenes unseligen Briefes von der Tante.“

„Es war sehr unrecht von meinem Vater, ihn dem Deinen nicht gleich zu schicken — ich habe ihn das auch gesagt.“

„Immerhin, nun ist Papa Feuer und Flamme. Er wäre längst zu euch gekommen, um Erklärungen zu fordern, wenn er nicht prinzipiell . . .“

Hier unterbrach sich die Sprecherin plötzlich, bog den Kopf zur Seite und lauschte.

„Man kommt,“ flüsterte sie und legte den Finger an die Lippen.

„Sich' nur still — es kann uns hier Niemand sehen; die Büsche sind dicht . . . ruhig, Adter!“

Es kam ein Pärchen gegangen den breiten Hauptweg herunter, an dessen Rande sie saßen, nur durch eine niedere Weißdornhecke von ihm getrennt. Sie vernahmen Schritte und Worte, durch die vielfachen Lücken in jenem Zaune konnten sie die Nahenden beobachten. Sie gehörten augenscheinlich der besseren Gesellschaft an; wie der Mond sie jetzt halb beschien,

erkannte man einen Herrn von mittlerer Größe mit einem militärisch zugestutzten Schnurrbart und eine schlanke, nicht verschleierte Dame; sie gingen sehr langsam und waren offenbar ganz vertieft in ihr Gespräch.

Die Beiden dort im Grafe durchzuckte beim Klange dieser Stimmen der nämliche Gedanke; sie sahen sich plötzlich bestürzt an, ja Egon machte sogar Miene, sich zu erheben, aber Helene hielt ihn fest.

„Um Gottes willen, still!“ bat sie. „Meffchen, hieher!“ lockte sie leise den Pintscher an sich heran und hielt ihm mit der Hand die Schnauze zu. Kein Zweifel, es waren der Lieutenant von Rothkirch und Egon's Schwester Frida, welche hier draußen eine trauliche Mondscheinpromenade mit einander machten. Die Ueberraschung war sehr niederschlagend.

— Sie unterhielten sich von sich selbst, die Verschleierte machte dem Herrn an ihrer Seite offenbar Vorwürfe über sein Benehmen, die Eifersucht mischte sich ein; es wäre nicht nöthig gewesen, daß er Frau von Baumbach nach Hause begleitet hätte, er sollte ihr nicht etwa einreden, daß das der Mutter wegen geschehen sei, bloß um mit Bertha zu kokettiren, hätte er es gethan — o, sie kenne ihn ganz genau!

„Auf Ehre nicht! — Das sind Narrenspößen, Frida,“ versetzte der Offizier mit Nachdruck. „Was liegt mir an dem albernen Frauenzimmer!“

Der Dragoner hielt kaum noch an sich; er war in einer solchen Empörung über diese Entdeckung, daß seine Hände sich ballten und seine Augen Blitze sprühten.

„Egon!“ mahnte Helene, seinen Arm mit beiden Händen festhaltend.

„Ist das nicht Deines Onkels Villa hier?“ fragte der Lieutenant, plötzlich stehen bleibend. Und die schmale Hecke trennte die beiden Pärchen jetzt.

„Ich glaube ja,“ versetzte Frida kurz.

„Der alte Geizhals hat sich einen ordentlichen Bagen Geld zusammengeharrt, wie ich höre, — schade, daß wir das nicht haben. Komm', sei gut, Frida, und maule nicht mit mir,“ fuhr er gleich darauf fort. . . . „Zu dumm, das Maulen!“

Dieses Mal war es Helene, welche blaß wurde, als man so unbotmäßig von ihrem Vater sprach.

„Wenn Deine indische Erbtante kommt — vielleicht heirathe ich die auf den Abbruch und dann wirst Du meine Zweite,“ fuhr Rothkirch mit plumpem Scherze fort.

„Deine Wige helfen Dir zu nichts,“ versetzte Frida hartnäckig. „Du hast auch wieder gespielt. . . heute früh erst wieder mit meinem Bruder.“

„Du weißt das? — Die alte Klatsche!“

„Ich weiß es nicht von Egbert selbst — der wäre der Letzte; ich hörte es zufällig von Lieutenant von Pfeil, der sagte es zu jemand Anderem.“

„Ich werde dem Kleinen gründlich den Kopf waschen —“

Hier wurden die Stimmen allmählig unvernünftig.

Ganz bleich und zitternd richtete Egon sich auf und starrte ihnen nach.

„O, daß man nicht vortreten kann und sie auf frischer That zur Rede stellen, aber morgen gehe ich hin und fordere den Kerl, und Frida. . . die soll sich auf etwas gefaßt machen. . . solch' eine. . .“

„Egon! — halt' an Dich! Mäßige Deinen Zorn, lieber Schatz; er ist vielleicht gerecht. . . aber sieh' doch, wo Du bist! Thun wir denn Besseres und darfst Du Dich deshalb zum Richter aufwerfen über Zene?“ sprach Helene mit nachdrücklicher Mahnung, immer noch ihn festhaltend und zitternd vor Furcht.

„O! wir und Die. . . das ist ganz etwas Anderes!“ rief Egon heftig zurücktretend. „Wir Beiden. . . Du vor Allen, Helene, und Die. . . ihr seid gar nicht mit einander zu vergleichen, in einem Athem zu nennen. . . Frida ist ein leichtfertiges Frauenzimmer! Sieh' Du zu nennen und hier herum zu laufen und noch dazu mit einem Menschen wie Rothkirch! . . . Welche Blamage für uns Alle und besonders für mich!“

Die kluge Helene war froh, daß Egon's erster Zorn sich in Worten verpuffte, sie hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, sah ihm angstvoll in's Gesicht und hielt ihn fest, bei den letzten Worten aber erröthete die Jungfrau vom Halse bis zur Stirn. Sie senkte das Auge und sprach:

„Welche harte Lehre gibst Du mir da!“

Egon hielt plötzlich inne, wandte sich hastig herum und sah sie an, ganz verwundert — ganz erschrocken.

„Ich? Dir eine harte Lehre?“ rief er, ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nehmend.

„Ja, Schatz, und mit Zug und Recht!“

„Aber liebes Herz, wir haben doch redliche Absichten — wir können uns nur nicht anders sehen wegen dieser dummen Geschichte mit den Alten! . . . Und Du vor Allen, Du bist doch ein ganz anderes Frauenzimmer wie die Frida: im vorigen Winter erst das Herumgezerre mit Stilldorf, im Sommer vorher hat sie mit Werner kokettirt und mit wer weiß noch wie Vielen dummes Zeug gemacht, und nun. . . Nein, Schatz, das brauchst Du Dir nicht anzunehmen. . . Wir sind Verwandte außerdem und dann — na, Lenchen, das wirst Du mir doch zugestehen: am Ende, ich bin doch ein ganz anderer und viel soliderer Kerl wie der Rothkirch.“

„Ich meine, die Beiden haben auch wohl dieselben Absichten wie wir,“ versetzte Helene begütigend. „Ich hörte, Rothkirch hätte etwas Vermögen.“

„Hatte! . . . Alles durchgebracht! . . . Alles verspielt! Mehr Schulden als Haare auf dem Kopf!“

„Das thut mir leid, dann sind die Aussichten allerdings schlimm. Aber was die Solidität anbetrifft“ — hier sah sie ihn groß in die Augen und legte ihre kleine Hand eindringlich auf seine breite Brust — „bist Du selbst denn viel besser als er? — Rothkirch spielt — Du verlierst Dein Geld auf den Nennen.“

Der Dragoner in Civil machte eine etwas heftige, ungeduldige Bewegung. Diese Erörterung war ihm fatal, aber er wehrte sich tapfer, mit dem Rothkirch wollte er sich unter keiner Bedingung auf eine Stufe stellen lassen.

„Nimm mir nicht übel, Lenchen,“ hub er etwas unsicher an, — sie hatte nämlich wirklich seinen wunden Fleck berührt, — „es ist wahr, Schulden habe ich auch, aber ehrliche Schulden, und ich werde sie bezahlen. — Der Rothkirch hatte Geld und konnte leben, ich habe keines und trage außerdem bei jedem Nennen meine Haut zu Markte.“

„O — so gib es auf!“ bat sie zärtlich.

„Ich kann nicht, Lenchen,“ versetzte er mit Eifer, indem er seinen Arm um ihre zierliche Gestalt schlang und ihr das dicke, krause Scheitelhaar küßte.

„Warum kannst Du es nicht?“ fragte sie mit einem leichten Versuche, sich zu sträuben, zurück.

„Sieh', erstens liegt mir das im Blut; wenn ich einen Gaul sehe und einen grünen Plan, dann muß ich reiten und kostete es mir den Hals. . . Das verstehst Du nicht, mein Kind, das haben wir Männer nun einmal so an uns, wie ihr das Kochen oder Strümpfstricken. Du brauchst Dich nicht zu opponiren dagegen. . . Und zweitens, wenn ich es selbst wollte, — Dir zuliebe, — ich kann nicht, denn wovon sollte ich dann leben? . . . Ich spreche nicht gern davon, aber Zulage bekomme ich nicht, die Mädchen und Egbert kosten dem Alten ein Heiden-geld, und der sitzt selbst bis über beide Ohren drin, also treibe ich Pferdehandel, davon und vom Reiten lebe ich.“

„Aber das ist ja schrecklich!“ rief Helene ganz entsetzt und machte sich frei.

„Nicht so furchtbar, als Du denkst,“ versetzte der Dragoner mit Humor. „Mir macht der Kampf mit dem Dasein Freude! — Möchte um Vieles nicht meinem Alten auf der Tasche liegen wie Egbert, und wenn ich einmal drin sitze, das andere Mal sitze ich wieder draußen, bin ich oben auf. Ich schwimme, aber ich habe gute Arme. Drum schilt mich nicht, Geliebte!“

„Dann bist Du wirklich besser wie Rothkirch, armer Schatz, und ich nehme Alles zurück,“ sprach Helene gerührt und beklommen zugleich durch diese für ein Mädchen und namentlich für eine Geliebte höchst seltsame Mittheilung.

„Meinst Du wirklich?“ fragte er lachend und sie küßend dann.

„Ja, beim Himmel, Egon! und es freut mich, aber traurig macht es mich doch!“

„Gräme Dich nicht darum, ich bin stark und gesund und bin wohlgefiten und habe vor Allem einen so lieben und hübschen Schatz — mit keinem Könige tausche ich in der ganzen Welt. Aber dem Monsieur, dem Rothkirch, und der Frida, denen steige ich morgen auf's Dach.“

„Thue das — Du bist im Recht, aber handle mit Vorsicht und Schonung, Egon. Die Sache ist eine sehr delikate. Ein jedes Aufsehen oder Bekanntwerden muß ängstlich vermieden werden.“

„Laß mich nur machen, Schatz,“ sprach er, sie küßend, „ich kenne meine Vögel und werde sie darnach behandeln.“

Sie sahen dann eine Weile und sahen vor sich hin. Jene Beiden waren längst verschwunden. Der Mond schiffte eben durch eine silberne Federwolke.

„Vielleicht wenn die Tante aus Indien kommt, dann kann doch aus den Beiden ein Paar werden,“ sprach Helene nachdenklich.

„Glaubst Du an die alte Geschichte? — ich nicht,“ versetzte Egon lebhaft. „Seit meinen Kinderjahren höre ich immer von der Erbtante, gesehen aber hat noch Niemand etwas von ihr, und beim Himmel — oft ging es uns schlecht genug!“

„Sie ist übel behandelt worden von der Familie.“

„Gleichviel, ich halte sie für rankünirend, — dann wird sie auch jetzt nichts herausrücken, wenn sie überhaupt etwas hat, und vorläufig hat sie weiter nichts gestiftet, als daß der Teufel hier toller los ist wie je.“

„Auch ich sehe der Ankunft der alten Dame mit Sorge entgegen,“ sprach Helene beklommen, „es wird nichts wie Unfrieden geben. — Die alte Frau wird eine rechte Freude haben, wenn sie den Wirrwarr hier sieht. Wo möglich reist sie gleich wieder ab. — Dein Vater kommt nicht in unser Haus, der Doktor schon lange nicht mehr — wir kommen nicht zu euch — was soll da werden?“

„Der Himmel weiß es! Ich werde thun, was ich kann, um Frieden zu stiften.“

„Ich begleihe . . . doch horch! — jetzt einen Kuß noch, und nun muß ich herein, es schlägt zehn Uhr.“

Helene erhob sich, von Egon unterstützt. Sie standen Beide und horchten. Von Weitem her, bald näher, bald ferner schlugen die Glocken, tief oder hell, dünner oder kräftiger. Der Abendwind trug den Schall zu ihren Ohren. Noch einmal sahen sie sich tief in die Augen die beiden Liebenden und sanken sich an die Brust.

„Bleib' mir gut!“

„Sei hübsch solid und schreib' mir morgen,“ flüsterte sie.

Noch ein zärtlicher Kuß und Helene wand sich los. Die Seide rauschte und knisterte, als sie die Hecke passirte, dann huschte sie über den Weg und verschwand in der Pforte. Der Dragoner stand da und sah ihr nach, dann piff er leise seinem Hund und ging mit großen Schritten von dannen.

Achtes Kapitel.

So geheim der Präsident von Steinfurt die Ankunft seiner theuren Cousine aus dem Diamantlande auch vor seinem Stiefbruder Konrad gehalten hatte, auf einem Hintertreppchen, welches wir ahnen, hatte derselbe doch Wind von Ort und Stunde bekommen und stand nun ebenfalls am Kai des Stromes, etwas abseits, mit seiner Tochter und einem prachtvollen Blumenstrauß, um diese zu erwarten, und weidete sich an der Wuth seiner Verwandten.

Die Tante Karoline in ihrer wunderlichen Weise kam nämlich nicht mit der Eisenbahn, wie jeder andere verständige Mensch, sondern mit dem Dampfboote, stromaufwärts noch dazu, wobei Niemand ahnen konnte, ob dasselbe richtig ankommen würde oder nicht.

Die ganze Familie von Steinfurt hatte sich auf das Stattlichste herausgeputzt; der Präsident prangte in einem blauen Frack mit Ordensbändern, dergleichen hatte Egbert, der Diplomat, ein seltsam geformtes Kreuzlein am Knopfloch herumdameln, während die Mädchen in hellen, modischen Kleidern, neuen Hüten und seidenen Dollmans paradirten. Auf die Idee, Blumen mitzubringen, war Niemand von ihnen gekommen. Die beiden Steinfurt, Vater und Tochter, waren einfach, aber passend gekleidet und hielten sich abseits.

Eine für beide Theile höchst unangenehme Diverſion bereitete der Dragoner, welcher, aufgehalten durch den Dienst, etwas verspätet ankam und zwar gerade von der Seite her, auf welcher Helene ſich befand.

In deren Nähe gekommen, faßte er höflich an ſeine Mütze und trat mit ſo ſicherer Miene und ſo freundlichem Lächeln an ſeinen Onkel heran, daß dieſer in der erſten Verwirrung ſogar die Rechte berührte, welche der Neffe ihm entgegenſtreckte.

„Unerhört!“ ſprach der Diplomat mit einem abweiſenden Blicke und zuckte die Achſeln.

Der Präſident ſchwieg und biß ſich auf die Lippe, die beiden Mädchen aber gaben ihrer bodenloſen Entrüſtung ſo laut Worte, daß Bruchſtücke bis dort hinüber klangen. — Was ihr Bruder ſoeben that, war in ihren Augen geradezu Felonie.

„Ich freue mich herzlich, lieber Onkel, Dich zu ſehen,“ ſprach der Dragoner unterbeſſen und drückte nun auch ſeiner Waſe die Hand. „Wie hübſch Du ausſiehſt, Helene!“

„Iſt nicht eure Schuld, daß ich hier bin,“ brummte der Kommerzienrath, der die Rechte ſeines Neffen kaum ergriffen und beinahe grob dann zurückgeſtoßen hatte.

„Trogdem freue ich mich und wünſchte, die Tante Karoline fände nicht Urſache, über uns zu ſpotten, Onkel,“ verſetzte der Dragoner mit Nachdruck.

Der kleine, ſtämmige Kommerzienrath ſah ſeinen Neffen mit einem etwas eigenthümlichen Lächeln von oben bis unten an und erwiderte kurz:

„Das iſt mir ja neu — ich glaube aber kaum, daß Du damit bei den Deinen gut durchkommſt.“

Er wies dabei mit einer ebenſo kurzen als bezeichnenden Geſte auf die Gruppe dort drüben, deren Blicke mit Hohn und Entrüſtung hier herüber ſahen. Nur der Präſident kehrte ſtolz den Rücken.

„Ich ſpreche für mich — das iſt meine Meinung. Ich wollte, wir lebten in Frieden, Onkel.“

„Danke! Macht's auch darnach.“

„Das wünſcht wohl ein jeder gute Menſch,“ ſprach Helene mit ihrer ſauften Stimme und ſchaute bittend zum Vater auf.

„Ich nicht,“ verſetzte dieſer grob, ſah nach der dicken goldenen Uhr und drehte dem Neffen den Rücken zu. — Die beiden Brüder ſtanden noch ſo diametral einander gegenüber, als der Rauch des kleinen Dampfbootes am Horizont ſichtbar wurde. Der Kommerzienrath kehrte das Geſicht ſtromaufwärts. Als er den Rauch erblickte, geſchah etwas, was die Situation in einer ganz bedenklichen Weiſe klärte: der kleine Herr mit dem ſtattlichen Bäuchlein und den großen, rollenden Augen machte Kehrt und ging geradezu durch die erſtaunten Mädchen hindurch auf ſeinen Stiefbruder zu.

„Ich frage Dich,“ ſprach er dieſen an, „warum Du mir die Zukunft der Couſine Karoline verſchwiegen haſt?“

Erſtaunt zwar über dieſen Schritt, aber vornehm kühl wandte der Präſident ſich herum. Er zögerte einen Augenblick, ließ ſein blaßblaues, müdes Auge von oben herab auf dem Stiefbruder verweilen und verſetzte ſpöttiſch:

„Mit demſelben Rechte erlaube ich mir die Frage, wie erfuhreſt Du überhaupt davon? In der Couſine Schreiben ſtand nichts davon, daß ſie Dich hier zu ſehen wünſchte.“

Des Kommerzienraths Blicke funkelten drohend. In demſelben Moment vernahm er eine näſelnde Stimme neben ſich, die das Wort „zubringlich“ ausſprach. Wie von der Piſtole getroffen fuhr er herum und auf den Diplomaten zu.

„Unverſchämter, dummer Junge!“ ſchnauzte er dieſen an, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſich thätlich an demſelben vergriſſen, dann die Andern, ſprachlos vor Schrecken und Entrüſtung hinter ſich zurücklaſſend, ſchritt er wieder auf Helene und den Dragoner zu.

„Wir haben Deine Geſellſchaft nicht weiter nöthig, Herr Neffe,“ ſchnarrte er dieſen ebenſalls an.

„Danke beſteſ, Onkel,“ gab dieſer mit Laune zurück, „Du drückſt Dich ſo deutlich aus, daß man Dich verſteht.“

Etwas verblüfft ließ er den zornigen Herrn zurück und ging zu ſeiner Familie hinüber.

Neuntes Kapitel.

Während man ſich also am Lande auf die Ankunft der lieben Verwandten vorbereitete, war dieſe mit den Ehren in der Kajüte des kleinen Lokalbootes beſchäftigt, ſich zu dem großen Akte des Wiederſehens vorzubereiten; durch ihren Agenten und das Angebot einer namhaften Summe war es ihr gelungen, daß man den Raum auf die kurze Strecke für ſie allein reſervirte.

Von England hier herüber nach Hamburg hatte ich einen Statiſten angenommen, der für mich die Erbtante darſtellte, dieſmal bleibt mir nichts übrig, als es ſelbſt zu thun,“ ſprach ſie zu Marie, während dieſe ihr behülflich war, ihr die Shawls umzuthun und ihr den Turban aufzuſetzen. — Hernach noch etwas Puder und Schminke und einige Strähnen grauen Haares und die Begum war fertig, die Komödie konnte beginnen.

Schon klingelte es am Vordertheile, die Marktleute, aus welchen der hauptſächlichſte Theil der Paſſagiere beſtand, nahmen ihre Kiepen und Körbe auf, das Boot fuhr mit halber Kraft.

„Aufgepaßt! das war die Glocke des Inſpizienten, gleich wird's loſgehen, Liſel,“ ſprach Marie Werner, nicht ohne einige Erregung. „Schau! dort drüben ſteht auch ſchon das Publikum, ich ſehe da einen Strauß und neue Kleider. Haſt Du keine Furcht?“

„Furcht? . . . nicht im geringſten! Ein ganz anderes Gefühl bebt jetzt in meiner Bruſt, das ich Mühe habe zu unterdrücken . . . Also das ſind meine lieben Verwandten da drüben, die eine arme Verwandte verſtießen! . . . Nun, wir werden ja ſehen. — Sie ſtehen in zwei Gruppen; das dort iſt gewiß der Herr Präſident mit ſeinen vier Kindern und das der Herr Kommerzienrath — die beiden feindlichen Brüder. — O, ich will euch ſchon zuſammenbringen, gebt nur Acht!“

„Reg' Dich nicht auf,“ bat Marie, „Du wirſt alle Kraft nöthig haben.“

Das Boot legte an, die Landungsbrücke wurde geworfen, eine dicke Menschenmenge drängte hinüber. Auf der einen Seite derselben stand der Präsident, auf der andern der Kommerzienrath und ließen dieselbe an sich vorüberfluten, ungeduldig den Augenblick erwartend, wo sie an Bord eilen konnten.

Sie mußten eine gute Weile verziehen, die Dame war an Bord, aber sie ließ auf sich warten, und Niemand durfte hinein. Der Präsident, nicht gewohnt, zu antichambriren und noch dazu im Freien, zog die Augenbrauen bedenklich hoch hinauf. Die Mädchen vergingen vor Ungeduld, aber schon kroch etwas die Kajitentreppe herauf, ein alter, runzeliger Kerl mit einem Treffenhut, in einem langen Winterpaletot, der einen großen, buntseidenen Regenschirm aufspannte, ihm folgte eine junge, tief verschleierte Dame, die eine kleine eiserne Kaffette trug, und nun entwickelte sich langsam jenes seltsame Schauspiel, die Begum und ihre indische Bedienung, in ihrer fabelhaften, über alle Maßen lächerlichen Tracht.

Das Erstauen und die Ueberraschung waren so groß, daß die beiden Brüder einen fragenden, verlegenen Blick auf einander warfen, ehe sie sich à tempo auf die liebe Verwandte stürzten. — So hatten sie sich dieselbe denn doch nicht gedacht!

Sie trafen aber auf unerwarteten Widerstand; jene junge Dame mit der Kaffette trat ihnen höflich entgegen und redete sie an:

„Wenn die Herren die Verwandten der Lady Macduff sind, wie ich vermuthete, so habe ich den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß diese sehr angegriffen ist und sich jeden Empfang dringend verbittet.“

Diese Worte waren so bestimmt gesprochen, daß die beiden Brüder trotz ihres lebhaften Verlangens zurücktraten.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, die nur sehr natürliche Sehnsucht, unsere theure, langentbehrte Verwandte zu sehen, trieb die Meinen und mich hieher,“ sprach der Präsident.

„Obgleich meine Cousine mich nicht von ihrer Ankunft benachrichtigte, wollte ich meinerseits die Gesetze der Höflichkeit nicht verletzen, der Kommerzienrath . . .“

„Hier waltet jedenfalls ein Irrthum ob; Lady Macduff hatte angenommen, daß der Herr Präsident natürlicherweise alle Mitglieder der Familie in Kenntniß setzen würde,“ erwiderte Marie Werner.

„Es ist das nicht geschehen und nur einem Zufall verdanke ich es, daß ich es überhaupt erfuhr.“

„Es wird das Lady Macduff sehr verdrießen, denn sie ist außerordentlich streng in Sachen der Etikette,“ verjegte die junge Dame nachdrücklich, mit einem Seitenblick auf den Präsidenten, „doch nun bitte ich höflich, das Schiff zu verlassen. Wir werden uns erlauben, direkt in ihre Wohnung zu fahren, wie gesagt, die Lady ist leidend.“

Mit finsternen Blicken der Kommerzienrath, etwas betreten der Präsident, befolgten die Brüder diesen wiederholten Befehl. Sie traten mit den Ihrigen eine Strecke zurück und beobachteten von da aus jenen grotesk-lächerlichen Einzug der Erbtante.

„Ein wahres Monstrum . . . eine Pagode!“ rief der Diplomat mit einer unendlich spöttischen Geberde.

„Dafür scheint ihre Begleiterin gar nicht übel zu sein,“ bemerkte Egon.

„O Gott, welch' eine abscheuliche Maskerade!“ rief Frida, das Lachen kaum bezähmend.

„Schauerlich!“ brummte der Diplomat.

„Nein — diese Frechheit — seht doch nur!“ rief gleich hinterher Karola.

Dieser Ausruf und dann das spöttische Lächeln gleich darauf galt Helene. Das junge, warmherzige Mädchen hatte sich durch das Verbot der Tante nicht irre machen lassen. Sie trat, als Jene die Landungsbrücke überschritten hatte, an die unförmige Masse heran und bot ihr ihren Blumenstrauch.

„Es soll nicht gesagt werden, daß Sie den heimathlichen Boden betraten, liebe Tante, ohne daß die Blumen Sie willkommen hießen,“ sprach sie herzlich und trat dann erröthend zurück.

Die Begum stugte, sah die Spenderin mit ihren großen Augen eine Weile an, nickte dann mit dem Kopfe und nahm den Strauch. Sie riß etliche Blumen aus demselben und gab sie Ben, der schnurstracks mit denselben an das Wasser eilte und sie mit allerhand seltsamen Geberden in den Strom warf. Ben war nämlich ein Parse, ein Anhänger der Lehre Zoroaster's, mit jenen Blumen brachte er ein Opfer.

Das spöttische Lächeln dort drüben verstummte, als die Erbtante gleich darauf das freundliche Mädchen nun ihrerseits anredete und ihr mehrere Male die Hand drückte, wonach denn auch der Vater herzutrat und seine Glückwünsche darbrachte. Augenblicklich wollte nun natürlich auch die andere Seite herzueilen, aber die alte Pagode winkte lebhaft abwehrend mit den Händen.

„Nein, diese Frechheit ist unglaublich!“ schraubte Karola beinahe weinend, „daß unsereins sich das bieten lassen muß!“

„Sie scheint eine ziemlich ungebildete Person zu sein,“ tröstete sie der Vater, „welch' ein Aufzug!“

„Staat kann man allerdings nicht mit ihr machen; — ich möchte mich nicht öffentlich mit der Vogel-scheuche zeigen,“ höhnte der Diplomat.

Mittlerweile stiegen die Ankömmlinge in herbeigerufene Wagen und fuhren davon, eine gaffende Menge gab ihnen das Geleit. Vor Allem erregte auch der Diener Aufsehen, der im heißen Sommer in einem Winterpaletot ging.

Am Lande lag schon der große Haufen von Gepäckstücken, welche Frida eingehend musterte. Die fremdländischen Namen auf den Koffern erregten ihr lebhaftestes Interesse, noch mehr aber der Umfang und die Menge der Bagage.

„Hoffentlich hat sie Jedem von uns etwas Schönes mitgebracht!“ wiederholte sie in allen Tonarten.

Der Lieutenant war schon längst gegangen, ihn holte sein Bruder ein, welcher ihm in gereiztem Tone Mittheilung machte von dem gemeinen Benehmen des Onkels und die Absicht aussprach, diesen zu fordern. Eine solche Brutalität entschuldigt selbst die allernächste Verwandtschaft nicht.

„Um! — wie kam er denn dazu, Dich einen dummen Jungen zu nennen?“ fragte der Dragoner ziemlich phlegmatisch.

„Ich sagte ihm, daß es zudringlich wäre von ihm, unaufgefordert den Vater zu interpelliren.“

„Gebrauchtest Du das Wort ‚zudringlich‘?“

„Allerdings! ich . . .“

„Laut?“

„Nun ja, natürlich.“

„Dann hat sich nach meiner Ansicht der Onkel sehr milde ausgedrückt, dann fordere Du ihn lieber nicht, sondern kaufe Dir Knigge's Umgang mit Menschen.“

So sprechend ließ er den Herrn Bruder sehr verwundert und entrüstet stehen und begab sich nach seiner Wohnung, innerlich sehr vergnügt über Helenens Betragen, ein wenig schadenfroh auch wegen der verdienten Zurückweisung, die seinen Bruder getroffen, von dem er gering dachte.

Nachher aber trat wieder die Sorge an ihn heran: daß der Onkel ihn zur Rede gestellt hatte, war dem Vater ganz gesund, aber wenn das so weiter ging mit der Syrödigkeit der indischen Tante, dann war jener ein verlorener Mann, denn Egon wußte nur zu gut, wie tief er in Schulden stak und wie es ihm an Kopf und Kragen ging, wenn er nicht zahlte. — Zahlen? — Ja, wovon? . . . Mit der Erbante hatte man die Gläubiger vertröstet, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, sonst wäre er vielleicht heute schon verabschiedet und die Seinen am Bettelstabe. — Aber länger würden dieselben unmöglich warten, wenn nicht bald eine wirkliche, solide Rettung kam, dann war er verloren. Und von wem konnte Rettung kommen als von ihr, die sich gleich zu Anfang so seltsam, ja unfreundlich benahm? Diese Erwägungen drückten die Stimmung des Reiteroffiziers tief herab; er war selbst ab und zu genöthigt, eine Anleihe bei jenen Blutsaugern zu machen, und wußte aus Erfahrung, wie sehr diese zu fürchten waren. Sein Bruder Egbert freilich, der war über diese Sorgen hinfort, der konnte von seinen Schulden leben, um von dem jemals Geld zu erhalten, mußte jene Bande ihn obendrein konserviren. Denn wurden sie klagbar, so verabschiedete man ihn und sie bekamen gar nichts; ihre einzige Hoffnung bestand darin, ihn eine gute Partie machen zu lassen. Mit derartigen Vorschlägen allerdings peinigte man ihn Tag und Nacht.

Dazu noch der Kummer um Frida, mit der er noch nicht einmal ein Wort hatte sprechen können über ihr Betragen, und der Stand seiner eigenen Herzensangelegenheit, das gab dem jungen Manne so viel zu denken, daß man ihn erst hinterufen mußte zum Abendbrod, er hätte es sonst vergessen.

Als er zu den Seinen kam, fand er diese in einer stillen, aber hochgradigen Entrüstung: die Tante hatte ihre Zimmer bezogen, hatte aber herausfagen lassen, daß sie durchaus unbehelligt zu bleiben wünsche und daß sie mehr Feuerung verlangte. Für ihre Dienerschaft hatte sie Reis und Hammelfleisch befohlen, für sich selbst ein tüchtiges Abendbrod und Wein. Nebenbei hatte sie aber auch anfragen lassen, ob und wo man hier einen guten, unverfälschten Rum bekäme.

„Ihre Frau Tante braucht nämlich ab und zu eine kleine Herzstärkung,“ hatte die Gesellschafterin

hinzugefügt. Diese war übrigens ein hübsches und sehr resolutes Frauenzimmer, offenbar eine Deutsche. Der Bediente sprach dagegen nur englisch, das heißt eigentlich fast gar nicht, da er nur brummend einige Laute von sich gegeben hatte, als Egbert ihn vorhin anredete; von den Anderen hatte man noch nichts zu sehen bekommen. Der Eintritt in die Gemächer der Begum war auf das Strengste untersagt; Frida, welche trotz des Verbots versucht hatte dort einzudringen, war durch ein kurzes Abweisen des Dieners zurückgeschickt worden. Hinter ihr hatte man die Thüre zugeschlossen, die Dienerschaft mit dem Essen hatte klopfen müssen, und hatte derselbe alte, leberige Kerl es ihr abgenommen.

Das Alles ließ sich eben nicht vielversprechend an. Dazu berechneten der Präsident und Karola, seine Vertraute, beständig während der frugalen Mahlzeit, woher sie das Geld nehmen würden, um jene fünf Personen zu versorgen, die obendrein doch sicherlich große Ansprüche machen würden.

Und dafür die Tante nicht einmal zu sehen zu bekommen, nicht zu sprechen! . . . es war das ein höchst sonderbares Verhältniß!

Mittlerweile hatte die Begum ihre lästige Hülle abgeworfen, und nach einer eingehenden Inspektion der Thüren und der Fenster sahen die beiden jungen Mädchen in bequemen Hausgewändern und speisten zu Abend.

„Ich sehe schon ungefähr, woran wir hier sind,“ sprach Marie. „Nach meinen wenigen Berührungen mit der Außenwelt zu urtheilen, leben die beiden Brüder allerdings in bitterer Fehde und ebenso die Familien derselben. Nach John's Aeußerungen — er war bereits unten in der Küche, — ist im Uebrigen hier, trotz aller Vornehmthuererei, Schmalhans Küchenmeister und ist vor Allem die junge Dame bei der Dienerschaft durchaus nicht beliebt.“

„Dann werde ich irgend etwas thun müssen, um meiner theuren Cousine unter die Arme zu greifen,“ versetzte Elisabeth, das Hühnerbein fortlegend, an welchem ihre kleinen Zähne genagt hatten.

„Ganz gut — aber laß sie nur erst ein wenig zappeln; ich bin überzeugt, sie kommen Dir ganz von selbst damit. Du machst Erfahrungen auf diese Weise.“ Der indische Diener kam herein, verneigte sich und berichtete, daß die jungen Ladies der Tante die Hand zu küssen wünschten, ehe sie zu Bette gingen.

„John soll sagen, es wäre nicht nöthig,“ befahl sie kurz.

Eine abermalige Verbeugung und Den ging hinaus.

„Um zu erkennen, wie niedrig die Menschen sind, muß man sie demüthigen,“ sprach Elisabeth mit Bitterkeit. „Je eher ich Grund finde, desto mehr wird es mich freuen,“ fügte sie dann hinzu.

So vielversprechend begann und endete dieser erste, wichtige Tag. Die sehr beunruhigte, entrüstete Familie mußte sich zu Bett legen, ohne auch nur ein Wort mit ihrer Tante gesprochen zu haben.

Aber auch diese floh der Schlaf.

Elisabeth, wenn auch vom Geschick in früher Jugend hart geprüft, hatte sich dennoch ihre natür-

liche Herzengüte voll bewahrt. Die Rolle, welche sie ihren Verwandten gegenüber zu spielen hatte, fiel ihr schwer, ja, dünkte sie ihrer unwürdig in einzelnen Momenten. Wenn auch ein berechtigtes Gefühl der Bitterkeit in ihrer Seele vorwog, so fand sich doch auch häufig eine leise Stimme, welche die bösen Verwandten entschuldigte. Den unangenehmsten Eindruck auf sie hatte ihr heute bei der kurzen Begegnung entschieden der Dunkel Präsident gemacht; in seinem langen, hageren Gesicht mit den vorspringenden Backenknochen und dem schmalen, eingefallenen Munde lag nichts als Strenge und Herzenskälte ausgeprägt; der Mann hätte gewiß nicht eine Hand für sie gehoben, wäre sie nicht die reiche Erbtante gewesen. Am sympathischsten war ihr Helene erschienen; sie hatte Mühe gehabt, dem hübschen, freundlichen Mädchen nicht einen Kuß zu geben. Die Uebrigen hatte sie nur flüchtig gesehen.

Wenn der Präsident, wie es den Anschein hatte und wie er es in seinen Briefen ausgesprochen, in einer Lage war, welche ihn nöthigte, auf das Feinlichste Haus zu halten, so war derselbe im Grunde betreffs seines früheren Betragens gegen eine arme Verwandte mehr zu entschuldigenden, als der reiche Kommerzienrath; für diesen aber leistete das freundliche Gesicht Helenens Fürbitte.

Sie beschloß am Ende eines längeren Nachdenkens, vorläufig ihre Rolle streng durchzuführen, genau zu prüfen erst, ehe sie sich ferner entschied, vor Allem aber ihrem Wirth auf irgend eine Weise eine Summe zukommen zu lassen, welche demselben die Kosten, die sie ihm verursachte, reichlich vergütigte.

Sie sprach dann leise ihr Gebet und schloß die Augen, aber es dauerte noch lange Zeit, ehe sie einschlief.

Drittes Kapitel.

John stand unten an der Hausthür, eine Rose im Knopfloch, eine andere in der Hand, in seinem Winterpaletot und hoher, weißer Binde und schaute anscheinend gleichgültig auf das, was auf der Straße vorging.

Er war ein Untergebener des Kapitän Macduff gewesen, als dieser noch im zweiten schottischen Riseregiment stand, und hatte mit ihm zugleich den Dienst verlassen. Die Anhänglichkeit an seinen langjährigen Herrn hatte er später auf dessen Gattin übertragen und hernach auf deren Erbin. Er war ein Vermächtniß an diese und als ein solches betrachtete er sich selbst. Seine junge, liebenswürdige Herrin gefiel dem alten Burschen ungemein, und er war gewohnt, wenn er diente, mit ganzem Herzen zu hören.

Warum die Miß hierher, zu ihren Verwandten gegangen war, das hatte man ihm gesagt; er kannte seine Pflichten, ihm machte es Spaß, bei der Komödie nach Kräften mitzuhelfen. Trotz seines trockenen, hölzernen Wesens besaß der alte Bursche eine gute Dosis von Schlaueit, ja selbst von Humor, und machte es ihm einen ganz besonderen Spaß, wenn die Leute ihn für den Kloß nahmen, für den er sich ausgab. Es kam hinzu, um ihm seine Stellung

zu versüßen, daß er froh war, dem heißen Boden Indiens Valet gesagt zu haben, und daß er hoffte, seine geliebte Heimat noch einmal wiederzusehen, wenn er sich hier in Deutschland ein wenig akklimatisirt haben würde. Er verstand und sprach außerdem einige Brocken Deutsch, denn seine Lady hatte einst eine deutsche Dienerin gehabt; dieselbe war leider dem mörderischen Klima Kalkuttas erlegen, aber hatte doch lange genug mit ihm zusammen gelebt, um ihn ihre Muttersprache rabebrechen zu lehren.

Von dieser Kunstfertigkeit ließ er aber vorläufig so wenig als möglich merken. Auch verstand er die Sprache Ben's und Asla's und machte, wenn es noth that, bei diesen den Dolmetscher.

Er stand jetzt hier auf der Lauer, er wartete auf den Postboten und paßte zugleich auf, ob etwa Dieser oder Jener an ihrem separaten Eingang herumspionire.

Als er die Briefe für seine Lady in Empfang genommen hatte, ein Paket mit dem Poststempel „London“, begab er sich auf den Hof. Dort stand des Lieutenant's Bursche und putzte die Pferde. Mit Remermiene trat er heran, klopfte dem einen Braunen den Hals und begann sofort Konversation zu machen: „Very fine horses!“ knurrte er.

Der Bursche sah ihn an, hörte einen Augenblick auf zu striegeln und nickte ihm zu.

„Das will ich meinen!“ versetzte er und amüßte sich über das wichtige Gesicht des alten Knaben nicht wenig, verstehen that er kein Wort, aber er begriff, was jener meinte. Aus einer Ecke, wo die Sonne warm hinschien, kam ein kleiner Köter hervor, berock den Fremden umständlich, streckte die Hinterbeine, richtete sich langsam an diesem empor, schnoberte abermals und streckte nun an dessen Schienbein die Vorderpfoten, indem er bewillkommend dabei mit dem kleinen Schwanz webelte.

Das Gesicht des Alten, so weit er sichtbar war, überflog ein Schein freundlichen Wohlwollens; er beugte sich nieder und streichelte dem Hunde das krause Fell.

„Oh, my little pussy! . . . oh, my little pussy!“ sprach er dabei beinahe zärtlich.

„Affe heißt er,“ berichtete der Bursche.

Von da begab sich John nach dem Gesinderraum, wo er seine beiden Rosen ließ, dann aber ging er hinauf mit den Postsachen. Er hatte gesehen, was er wollte, und sich gezeigt. Er hatte den Auftrag, den separaten Eingang streng zu bewachen, und mit gutem Grunde, denn wenn dieser nicht vollständig unter ihrer Kontrolle, ja in ihrem völligen Besitz war, hätte Elisabeth ewig Hausarrest gehabt und dazu eben war sie durchaus nicht aufgelegt.

Nachher stand John deshalb abermals ein wenig auf der Lauer: zuerst ritt der Lieutenant fort, ein schmucker, hübscher Mensch, der gut zu Pferde saß. Viel später erhoben sich die Ladies, ihre hellen Morgenkleider wurden unten im Garten sichtbar; in einem Pavillon servirte man das Frühstück. Gegen neun Uhr erst erschien der Präsident, würdevoll, sorgfältig rasirt und gebürstet, und etwas später noch in einem weniger gewählten Aufzuge der Assessor.

Das Frühstück dauerte nicht lange, die Herren gingen, die Damen blieben sitzen.

Mittlerweile war es längst lebendig dort oben geworden. Es gab ein großes Rumoren unter dem Gepäck: Lady Macduff hatte nämlich beschloffen, heute schon vor den versammelten Ihrigen zu erscheinen, um sie zu begrüßen und die Geschenke zu vertheilen, die sie mitbrachte.

Dabei ließen sich gewiß interessante Studien machen und wichtige Schlüsse ziehen auf die Charaktere der Einzelnen, denn überall, wo es sich um den Besitz handelt, treten die inneren Eigenschaften naiver hervor als sonst im Leben.

Nach einer Weile ging Marie Werner über den Hof und begab sich zu den Damen im Garten. Elisabeth hatte dieselbe gebeten, die Beziehungen zu dem Hause von Steinfurt vorsichtig zu eröffnen.

Karola und Frida waren in gleicher Weise erstaunt über die einfache und liebenswürdige Art, mit welcher die Fremde ihnen heute entgegentrat. Nach den ersten einleitenden Worten schon begann sie von der Tante zu erzählen und ihnen Aufklärungen zu geben.

„Die alte Dame ist eine ebenso herzengute als seltsame Person, eine wahre Maritän, aber eine solche, die man lieben muß,“ sprach sie. „Ihre Launen und Gewohnheiten sind eine Folge ihrer Lebensweise und des heißen Klimas, so zum Beispiel ihr unselbiger Hang zu starken Getränken. . .“

„Sie trinkt? — O wie furchtbar!“ rief die naive Frida, was ihr einen strafenden Blick seitens der älteren Schwester eintrug.

„Es ist schlimm, aber die Arme kann es nicht wieder lassen. . . Vielleicht mit der Zeit. . . ebenso das starke Schnupfen und das Betelkauen. . . Sie sollten nur einmal eine Weile in jenem Backofen leben, meine Damen. . . wer weiß, wer weiß!“

Frida unterdrückte einen kleinen Schauer. . . Schnupfen und Betelkauen? — wie entsetzlich vulgär!

„Ebenso seltsam ist für einen Fremden ihre Art sich einzuschließen,“ fuhr Marie fort. „Sie thut das hauptsächlich aus Furcht, seit sie nämlich so steinreich ist, lebt sie in einer ewigen Angst, ermordet zu werden.“

„O wie entsetzlich! . . . die arme Tante!“

„Und ist sie denn wirklich so reich?“ fragte die ältere der Schwestern, welche einen durchaus praktischen Sinn hatte und diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, sich zu unterrichten.

„Sehr reich, — für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich reich sogar; sie besitzt Tonnen Goldes. — Wie gesagt, daher eben kommt diese sonst unerklärliche Angst, denn im Grunde liebt sie Menschen und frohe Gesellschaft und kann sogar recht ausgelassen sein.“

„Was Sie nicht sagen! — O, dann gewöhnen wir ihr diese häßliche Furcht mit der Zeit ab. — Hier bei uns braucht sie keine Angst zu haben.“

„Um Gottes willen, thun Sie keine voreiligen Schritte! Vor Allem wagen Sie es niemals, ungerufen in ihre Gemächer einzubringen, mein Fräulein; sie wäre im Stande, Sie augenblicklich zu verlassen!“ sprach Marie mit großem Nachdruck und richtete ihre Augen dabei auf das vorschnelle Fräulein.

„In unserem Hause soll die gute Tante leben, wie es ihr gefällt, davon seien Sie überzeugt, Fräulein Werner,“ beeilte sich Karola sie zu beruhigen, welche dem Vater auffallend ähnlich sah und daher nicht gerade zu den Unmuthigen ihres Geschlechts gerechnet werden konnte. Besonders um ihren schmalen Mund lag derselbe harte, abstoßende Zug.

„Ich danke Ihnen für diese Versicherung und erlaube mir zugleich die Bitte auszusprechen, etwa an uns anlangende Briefe und Zeitungen abzuweisen und uns direkt durch den Briefträger zustellen lassen zu wollen.“

„Ganz bestimmt soll das geschehen.“

„Auch möchte ich gern ein Wort im Vertrauen mit Ihnen sprechen: Lady Macduff weiß durch die Briefe Ihres Herrn Vaters, daß sein Einkommen eben nur zu Ihrem Unterhalt ausreicht. — Das Hinzukommen so vieler Menschen muß ihn nothwendigerweise in Verlegenheit bringen. — Ihre Tante bittet deshalb noch einmal, ihr zu gestatten, nach Verhältnis zum Unterhalt des Hausstandes beitragen zu dürfen.“

Die beiden Schwestern sahen sich einander an, dann nach kurzen Schwanen nahm Karola das Wort:

„Der Vater wünschte Gastfreundschaft zu üben an einer lieben Verwandten, dieß um so mehr, als seitens der Familie — obgleich dieß nur Verstorbene betrifft — in früheren Jahren gegen sie gehandelt wurde, was wir tief bedauern und was wir wieder gut zu machen wünschen.“

Sie sah dabei mit ihren etwas hervorquellenden, blaßblauen Augen auf die nervös sich bewegenden Hände herab, mit etwas gleichniserischer Miene und gleichsam beschämt, dann aber schaute sie wieder auf, und ohne den festen Blick zu beachten, mit dem die Freundin der Erbtante sie musterte, fuhr sie fort:

„Indessen wenn es die Tante durchaus wünscht, so glaube ich, wird der Vater sich fügen müssen. Unsere Intentionen. . .“

„Sie thäten derselben damit einen wirklichen Gefallen,“ unterbrach sie Marie, „die Art und Weise, das zu arrangiren, überlassen Sie ihr gefällig selbst. . . Ueberdieß erlaube ich mir noch eine zweite Bitte: Lady Macduff wünscht heute, nach dem Speisen, die ganze Familie — ohne Ausnahme — hier versammelt zu sehen, um sie zu begrüßen. . .“

Verlegen und erröthend zugleich blickten die Schwestern vor sich nieder.

„Ich glaube kaum, daß der jüngere Bruder meines Vaters. . .“

„Und die Geschenke zu vertheilen, welche sie für sie mitbrachte.“

Die Wirkung dieser Mittheilung war eine sehr bemerkliche, ein Aufleuchten der Freude, ein noch tieferes Erröthen seitens der Jüngeren, ein Stutzen und lebhaftes Aufblicken seitens Karola's. Ehe diese noch eine weitere Einrede zu erheben vermochte, erhob sich Marie und ging mit leichtem Grusse davon.

Gerade als sie den Hof passirte, ritt der Dragoner herein, und als sie hernach am Fenster stand, sah sie die schmale Gestalt des Assessors, welcher mit einem Bündel Akten unter dem Arm das Haus verließ und lässig die Straße hinunter schritt.

„Dort geht der Urquell Deines Glücks,“ sprach sie, den hübschen Kopf mit einem muthwilligen Lächeln halb herumwendend.

„Möge er ziehen in Frieden!“ versetzte diese, allerhand Stoffe und Stuis zurechtlegend.

„Nein, das soll er durchaus nicht, Rache muß sein! Ich habe mir schon ein Plänchen für ihn zurecht gemacht. Alle Grade meiner Tortur soll er durchmachen, das verspreche ich Dir.“

„Dann überantworte ich ihn Dir. — Was gebe ich meinem lieben Vetter Konrad?“

„Nur nicht zu viel.“

„Hundert Pfund, dachte ich.“

„Bist Du von Sinnen? — Siebenhundert Thaler!

— Das würde ihn übermüthig machen, weiter nichts.“

„Nun gut, — dann fünfzig!“

„Aber mein Himmel! Ich glaube gar, Schah, Du bist erregt?“

Marie eilte herzu und sah der Freundin aufmerksam in die Augen.

„Ein wenig Coullissenfieber, weiter nichts,“ versetzte Elisabeth und lehnte ihr Haupt für eine Minute schwer an der Freundin Brust.

„Wir sind Zugvögel, Marie!“

„Und Du sehnst Dich nach Ruhe.“

„Nach Ruhe und ein wenig Glück,“ versetzte Elisabeth schwermüthig. (Fortsetzung folgt.)

Die Leibeigene.

Roman

von

O. Ernst.

(Schluß.)



Fünfundzwanziges Kapitel.

Nachdem Dibbeh Carabet fortgesandt, war sie noch eine Weile auf ihrem Plage stehen geblieben und dann langsam, wie von mechanischen Gewalten gezogen, Schritt für Schritt auf den mächtigen Baum zugegangen, in dessen Schatten sich Affad barg.

Ihr Auge irrte noch im Dunkel, als schon neben ihr ein Mann vom Boden aufsprang, und eine harte Hand ihren Arm fest umklammerte, wie wenn sie zur Gefangenen gemacht würde. Gleich darauf aber löste sich der heftige Druck, und das zitternde Mädchen fühlte sich nur noch fest und zärtlich umschlungen, während sie zugleich tiefer in die Finsternisse hinein geleitet wurde, welche den erleuchteten Bezirk an dieser Stelle begrenzten.

Unter athemlosem Schweigen legten der Entführer und die Entführte eine ziemlich weite Strecke Weges zurück, während hinter ihnen Licht und Schall allmählig erblasen und verhallten; endlich umgab sie inmitten dichten Gestrüpps, zwischen welchem sie nur mühsam weiterstreiten konnten, eine schwarze, stumme Einsamkeit.

„Mache einen Augenblick,“ flüsterte Dibbeh, deren Herz von unaussprechlichem Bangen überschwoh, und die sich sehnte, Affad's beruhigende Stimme zu hören.

„Weiter oben,“ entgegnete er schroff. „Hier sind wir vor Verfolgung nicht sicher. Inschallah, ein gellender Schrei von Dir hefte uns Deine Leute noch auf den Hals.“

„Warum sollte ich schreien?“ fragte sie betroffen. „Ich bin Dir ja freiwillig gefolgt.“

„Das Herz des Weibes ist der Narrheit ergeben,“ bemerkte der Druse höhniisch, indem er seine Begleiterin weiter zog.

„So sagtest Du einst zu mir, Affad,“ murmelte sie befremdet, „als Du mir auf dem Felsgrat entgegen-tratest, von dem ich Steine in den Hasbany rollte.“

„Thut ich das?“ fragte er bitter. „Und glaubte dann doch an Deine Treue, Deine Wahrhaftigkeit! Inschallah, so war denn mein Herz gleich dem einer Tochter des Ibis.“

„Du sprichst,“ klagte Dibbeh, „als wäre ich eine Schuldige. Und doch versichertest Du mir noch diesen Morgen, daß Du mir nicht nachträgest, was ich Dir wider Willen angethan.“

„Ha!“ lachte er, „wer hieß Dich, Närrin, den Worten eines Duruz trauen?“

„Affad,“ rief das bestürzte Mädchen, „wie wunderbarlich sind Deine Reden! Muß ich Dich an die zärtlichen Gelübde erinnern, die wir tauschten? Sieh, im nächtlichen, einsamen Walddunkel sehnt sich mein banges Gemüth nach sanften Worten. Sag' mir, ich bitte Dich jetzt, daß ich Dir lieb bin.“

Er packte sie fester und schleifte sie beinahe über das Geröll, welches jenseits des Waldes die Abhänge der Berge bedeckte, und auf das der bleiche, matte Mondstrahl fiel.

„Vorwärts!“ schrie er rauh, „und laß das Girren! Inschallah, hier ist's hell genug, daß ich Dich scheitlen darf.“

„Du bist mein Gebieter,“ flüsterte Dibbeh angstvoll und versuchte in seinem abgewandten Gesicht zu lesen, „und mir kommt es zu, geduldig zu sein. Aber einst hast Du mich durch Güte verhöhnt, Affad, mir durch Fürsorge die Wanderung erleichtert.“

„Mir zum Unheil!“ rief er wild, denn der verdeckte Vorwurf reizte ihn, „und ich hab' dafür gelüßt mit Jahren schmachvollen Glendes. Hätt' ich Dich in den Hasbany gestoßen, wie Thalseh mir rieth, mein Name wäre unter den Duruz nicht verachtet.“

„Du schontest mein Leben,“ weinte sie fast, „und ich dank' es Dir. Aber jetzt, wo Dein Stamm Dich wieder aufgenommen, solltest Du der trüben Zeiten nicht mehr denken. Wie fren' ich mich auf Dein stolzes Haus in Minat, in dem ich walten darf als Herrin!“

Ein schrilles Lachen war die Antwort auf Dibbeh's tröstliche Worte.

„Mein Haus?“ spottete er bitter. „Sehst Du Dich darnach? Wohlau denn, wenn Du bis Amerika liefst, Du fändest es nicht. Ein Haus dem Geächteten, Verfehmten, ein Weib dem Narren und Geprellten! Inshallah, Du machst mich lachen.“

„Aber wohin führst Du mich denn?“ fragte das Mädchen, dem Assad's wilde Heiterkeit banger machte als sein Grollen. „Du versprachst mir doch —“

Sie blickte um sich; vorwärts lag eine Felsenwüste, auf der Schatten und Mondlicht gespenstliche Figuren bildeten. Von Pfad keine Spur, und doch zog Assad sie ohne Besinnen dem Labyrinth von Schluchten entgegen, welches sich vor ihnen aufthat.

„Es war, Dich zu ködern,“ gestand er ohne Scheu. „Da, wohin ich Dich bringe, wohnen Dohlen und Fledermäuse; wir gehen zu den verödeten Grotten der unreinen Söhne Maron's, welche dort dem Jbis dienen.“

Ein heftiger Schauer durchfuhr Dibbeh, und tiefer sank ihr das enttäuschte Hoffen. Doch trotz der unheimlichen Ahnungen, welche sie zu überkommen drohten, versuchte sie noch einmal, Assad freundlich zuzusprechen.

„Du Armer,“ sagte sie mitleidig, „wie wehe thut mir Dein hartes Geschick! Doch will ich Dir in der Höhle nicht minder meine Ergebenheit beweisen, als ich's in dem Hause gethan hätte. Vielleicht gelingt mir's, die schlechte Unterkunft wohnlich zu gestalten.“

„Meinst Du?“ höhnte er. „Wenn Dir nur Zeit dazu bleibt, Dibbeh!“

So drohend klang sein Einwurf, daß die Erschreckte zusammenfuhr. Wie zeigte er sich doch verwandelt, seit er sie in seiner Gewalt hatte! Konnte er sich absichtlich anders gegeben haben, als er war, um sie zu bethören? — Sie vermochte den gräßlichen Gedanken nicht zu fassen, ließ sich in schweigender Bestürzung weiter schleppen, regte mechanisch die verfallenden Füße, um welche die Lappen ihres zerfetzten Kleides hingen, ihren guten Willen zu beweisen.

Das Wandern war schwerer, als es ihrer Erinnerung geschiene hatte; zudem versäumte Assad jetzt die kleinen, aber wohlthuenden Haubdreihungen, die er ihr einst freundlich geleistet. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bewältigte die mißhandelte Sklavin, heiße Thränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen; ihre Gedanken flogen hinüber zu dem liebreichen Manne, der sich ihrer verlassenen Kindheit

angenommen und selbst in seinem Verschulden noch ihr eine so tiefe Reigung offenbart. „Vater,“ hätte sie rufen mögen, „rette mich zum zweiten Mal und jetzt aus selbstgeschaffener Gefahr! So traut und heimisch war mir's bei Dir, bis das grausame Gedenken an Assad erwachte und mich von Dir riß. O, wär' ich wieder Dein Kind!“

Als hätte der Druse gehört, was in ihr vorging, blieb er plötzlich vor einem gewaltigen Felsenportal stehen, das den Eingang zu den Grottenhängen bildete, und sagte zu der Weinenden:

„Sit' nieder und berichte mir, wie Du's angefangen, ohne den Vater der Dollars zum Zebel el Urz zu reiten. Inshallah, er folgte der Tochter ja sonst so gern.“

Dibbeh sank erschöpft auf einen rauhen Block. Ein schweifender Blick zeigte ihr rings umher graue Kalksteinmassen im ungewissen Schimmer des Tagesanbruchs. Blau und entstellt glitt der Mond dem westlichen Horizont zu, aber noch röhete kein Lichtstrahl den Osten.

„Ich befehl Dir zu reden, Sklavin,“ herrschte der Druse, als sich ihre stumme Rathlosigkeit verlängerte.

„Mein Vater,“ stammelte sie traurig, „war krank und blieb in seinem Bett.“

„Du nahnst keinen Abschied von ihm?“ forschte Assad.

„Nicht so, daß er hätte ahnen können, ich ginge für alle Zeit von ihm,“ entgegnete Dibbeh traurig.

„So erfährt er von den Anderen erst, dem rücksichtigen Yunis, dem blöden Howadji, dem Vater des Revolvers, daß Du ihm entlaufen?“

„Ich ließ ihm,“ gestand das Mädchen, „einen Brief, worin ich ihm für seine Wohlthaten danke.“

„Du bist eine große Gelehrte,“ höhnte er, „doch schreibst Du auch, Dibbeh, daß Du wieder mein geworden?“

„Ja,“ entgegnete sie fest. „Aber ich bat ihn zugleich, nichts zu versuchen, um mich meinem rechtmäßigen Herrn zu entreißen.“

„Und wenn er's versuchte,“ prahlte Assad, „glaubst Du, ich liebe Dich wieder in seine Gewalt?“

Es war nicht die Frage eines Liebenden, die an Dibbeh's Ohr schlug. Gehässig vielmehr klang der rücksichtslose Anspruch auf ihren Besitz aus den lauernden Worten. Zudem zeigte die durchsichtiger Dämmerung ihr jetzt auch Assad's Züge, deren Ausdruck ein harter, finsterner war. Sie entgegnete daher schmerzlich bewegt:

„O, könnte der Kampf zwischen ihm und Dir mir erspart bleiben!“

„Das wird er, Inshallah,“ versicherte der Druse kalt. „Mit Dir gleich' ich zuerst die Rechnung aus; dann kommt die Reihe an Yunis, Abu Fschok und die Andern. Das Schwert meiner Rache ist scharf genug, sich im Blut nicht abzustumpfen!“

Mit einem fürchtbaren Schrei sprang Dibbeh auf und starrte in das von der Morgenröthe erleuchtete wahre Antlitz ihres erbarmungslosen Feindes.

„Du willst mich tödten, Assad?“

„Begreiffst Du das erst jetzt, Glende?“ rief er und packte in rasendem Wuthausbruch ihre Schulter.

„Hast Du geglaubt, ungestraft mit Affad's Rang und Ehre spielen zu dürfen? Inshallah, seit zehn Jahren athme ich nur Haß gegen Dich und sollte ihn nun nicht fühlen, da Du mir in's Garn gelaufen?“

„Habe Mitleid!“ rief sie und stürzte ihm zu Füßen. „Ich that Dir wesentlich nie etwas zuleide!“

„Bin ich ein Howadji, daß ich um Wissen fragte? Um Dich verlor ich Alles; das sollst Du, schuldig oder unschuldig, mir büßen!“

„Ich will nicht sterben,“ weinte Dibbeh, „ich kann es nicht. Versprachst Du mir nicht Glück und frohen Genuß und willst mich jetzt morden?“

„Wie feig Du unter der zahmen Brut geworden!“ höhnte der Druze. „Ginst schautest Du den Schnabel des feurigen Vogels muthig an.“

„Mein Leben war damals werthlos,“ bestritt sie leidenschaftlich, „ich war ein verlassenes Kind, das in's Grab gehörte.“

„Und jetzt?“ fragte er lauernd.

„Jetzt — sieh' mich an!“ rief sie mit einem Anflug heißen Stolzes und richtete sich zu voller Höhe vom Boden auf. Ihr aufgelöstes Haar, in dem das Semadi bligte, war zurückgefallen; mit halbgeöffnetem, glühendem Munde und blutleeren Wangen, die Flammenaugen von Thränen glänzend, stand sie da, und über ihre Schönheit flog dem Barbaren gegenüber das Bewußtsein geistiger Macht, höherer Bildung. Unwillkürlich trat Affad einen Schritt zurück, als Dibbeh so frei und kühn ihre Lebensberechtigung geltend machte, und maß sie mit unergündlichem, wenn nicht unerbittlichem Blick.

„Ich will Dir etwas sagen,“ sprach er sie dann maßvoller als bisher an, „und Du darfst es mir glauben, denn jetzt brauch' ich Dich nicht mehr zu belügen. Inshallah, wäre ich Dein Feind nicht, Mädchen, möcht' ich wohl Dein Liebster sein; denn Du bist schöner als alle Weiber, die ich je erblickt, und auch klüger. Doch wie's nun einmal um uns steht, wär' mir's eine Schande, Dich nicht umzubringen, und ich trage der Schmach schon genug. Mach' Dich also zum Sterben bereit.“

„Nein, nein!“ schrie sie, als sie ihn nach seinem Messer greifen sah, und floh windesschnell durch das Felsenthor, dem Furchibaren zu entrinnen. Laut rief sie um Hülfe, als sie durch die Steinwildniß schloß, in deren Wänden sich rechts und links enge schwarze Spalten aufzuthun schienen, und wußte doch, daß Niemand sie hier hören könne.

Plötzlich trat dennoch vor der athemlos Fliehenden eine Erscheinung aus den Zerklüftungen, die ihr die Hoffnung zurückgab. Noch dazu war's ein Weib.

„Rette mich!“ stöhnte Dibbeh, sich in ihre Arme werfend, „rette mich!“

Die Frau umschlang sie fest und lachte böshaft.

„Ich bin Thalfeh, und Du trägst mein Semadi.“

„Nimm es und verbirg mich.“

„Vor Affad?“ höhnte die Druzin. „Ich lehrte ihn ja, Dich zu fangen, Wölfin!“

Von rückwärts nahen zögernde Schritte.

„Ein Haufe Soldaten klimmt über das Geröll,“ sagte dumpf die Stimme des Verfolgers.

„Ginein in die Höhle und eile Dich! Ich leite die Meute irre.“

Sie zeigte auf eine tiefe schwarze Oeffnung, aus der Dibbeh's Schreie sie vorhin geschrenkt hatten.

„Zu Hülfe!“ gellte des Mädchens Stimme, „zu Hülfe!“

Laute ertönten aus geringer Entfernung rückwärts, vorwärts, ein Flintenlauf bligte hinter dem Steinportal.

„Mach' sie stumm!“ flüsterte Thalfeh in ihres finstern Bruders Ohr und warf ihm die sich Sträubende an die Brust. „Gib mir die Flinte, ich schaffe Dir Zeit.“

Er hob das Gewehr vom Rücken und händigte es der Schwester ein, dann entriß er Dibbeh's Haaren das Semadi, welches darin hing, und ließ es auf Thalfeh's Schultern gleiten.

„Du hast nichts mehr von mir zu fordern, Weib!“ murmelte er zornig, als sie es gierig ergriff.

„Gesegnet seist Du, würdiger Sohn Deiner Väter!“

Das welke Weib kniete im Eingang der Grotte nieder und zog den Flintenkolben an die Schulter, während der scharfe Blick ihrer bösen Augen die Umgebung durchsuchte.

Inzwischen stieß Affad Dibbeh, deren Mund seine Faust wie einst verschloß, vorwärts in die fahle Dämmerung der Eremitenhöhle, in welche von oben durch einen schmalen Spalt vereinzelte Lichtstrahlen fielen.

Das zitternde Mädchen, betäubt von den gräßlichen Vorgängen der letzten Minuten, widerstrebte der brutalen Gewalt nicht mehr und tappte, als ihr Peiniger sie losgelassen, mit weit ausgestreckten Händen tiefer in den graußigen Schacht hinein, der sich innenwärts zur Falle ohne Ausgang verengte.

Jetzt schlossen sich vor ihr und seitwärts die rauhen Wände und hinter sich fühlte sie den Wall von Fleisch und Blut, der sie grausamer vom Leben abschnitt als jene. Da warf sie sich mit ungeheurer Anstrengung herum und hob den Kopf nach oben, der zerklüfteten Wölbung zu, durch die der goldene Sonnenschein strömte. Gierig suchte ihr Auge das göttliche Licht, sich noch brechend daran zu erquicken.

Und es überflutete lieblosend mit seiner glänzenden Fülle das schöne junge Antlitz, das dem Tode verfallen sein sollte, flocht eine Strahlentrone um das wilde schwarze Gelock, drückte feurige Küsse auf den üppigen, jetzt so bleichen Mund.

Entgeistert starrte Affad auf die verklärte Erscheinung des Mädchens; kraftlos sank die Hand mit dem gezückten Messer.

„Bist Du das, Dibbeh?“ stammelte er trunken, „oder ist's eine Djinn, eine Tochter des Feuers, welche die Höhle erleuchtet? Inshallah, so muß es sein, denn kein Erdenweib strahlt so goldig!“

Sie antwortete nicht, hörte nicht einmal auf seine Worte. Aufwärts lauschte ihr Ohr, wie der Blick auch spähte. Klänge waren zu ihr herabgedrungen, Schatten huschten oben über die Lichtöffnung.

„Kannst Du mich noch lieben, Dibbeh?“ flehte Affad bezwungen und sank in die Kniee, „sag' es, und ich morde meine Rache statt Deiner und bin Dir hinfert leibeigen.“

Sie fühlte seinen Mund mit abergläubischer Scheu ihr zeretztes Gewand berühren, hörte den Athem des Liebesberauschten schwer und tief gehen. Aber dessen nicht achtend, rang sich ein heller Laut des Entzückens aus ihrer Kehle empor:

„Vater, hier bin ich!“

Ein Jubelruf hallte in der Höhle wieder; vorwärts über die Lichtspalte neigte sich außen eine hohe Gestalt.

„Mein Kind, sei getroßt, wir retten Dich!“

Der dunkle Körper schloß den Sonnenschein aus. Tiefe Finsterniß hing über Dibbeh und dem noch eben von ihrer Lichterscheinung Bezauberten. Langsam richtete sich Assad von den Knien auf.

„Ruffst Du den Andern?“ zischte er dem Mädchen entgegen. „Liebst Du ihn?“

„Ein Wort noch! Kannst Du mich sehen?“ rief Wellesley, von oben herab die Blicke in die Felsenöffnung bohrend.

Im nämlichen Augenblicke knallte vom Eingang der Höhle ein Schuß, prasselte draußen ein Stein nieder, gellte ein Schrei.

„Wenn Du ihm antwortest,“ fauchte Assad blind und taub für Alles, was hinter ihm vorgehen mochte, „so ist's aus mit Dir. Inschallah, willst Du mich lieben, mein sein?“

„Ich kann nicht!“ schrie Dibbeh todesmuthig und stieß den Rasenden mit elastischer Kraft von sich. „Ich kann nicht, denn ich liebe ihn.“

Und als Assad zurücktaumelnd das Messer zückte, streckte das Mädchen, sich auf die Zehen hehend, voll unaussprechlicher Sehnsucht die Arme nach oben und rief mit heißer Inbrunst:

„George, leb' wohl! — Ich liebe Dich!“

Wellesley fuhr schwindelnd empor und entseffelte den Sonnenstrahl, der nun wieder hinab in die schaurige Grotte glitt. Ringsum spähte der entzückte, der verzweifelte Mann nach einem Pfade, der ihn hinab zu Dibbeh führen könne. Da huschte ein wild blickendes, wüstes Weib, beide Hände krampfhaft um einen zerschmetterten Flintenschäft geschlungen, an ihm vorüber, schlug ein jähes Lachen auf und verschwand in der Felsenwüste. Ueber die Steine, die sie hinaufgeklettert, sprang Wellesley jetzt zum Eingang der Höhle, vorüber an Yunis, der den verwundeten Arm Carabet entgegenstreckte, an den Soldnern, die feig vor der unheimlichen Tiefe zurückschauerten. Ein ferner Schimmer leitete seine Augen, seine Füße schwebten gleichsam über die Unebenheiten des Felsenbodens der Stelle zu, wo sich in diesem Moment die Entscheidung über Leben und Tod der Geliebten vollzog. Er war waffenlos, aber er fühlte, daß seine Arme die Kraft besaßen, einen Riesen zu erwürgen. Nur einer Spanne Zeit bedurfte er, und der Sieg war sein. Allein wie beschwingt er auch voraneilte: eine Ewigkeit dehnte sich doch schon, seitdem er zuletzt Dibbeh's Stimme vernommen; jede Sekunde konnte ihr Todeschrei an sein Ohr gellen.

Die Helle wurde intensiver, glitt über belebte Formen, malte eine Vision auf den Hintergrund der Grotte. Lichtstrahl glänzte eine heroische Mädchen-gestalt, die Brust der Mörderfaust entgegengestreckt, welche unschlüssig den funkelnden Stahl schwang,

das leuchtende Auge trotzig kühn auf die wuth-verzerrten Züge des Antlitzes geheset, das in seiner Startheit doppelt fürchtbar war. Aber im nächsten Augenblick schon verhällte ein dunkles Gewas Wellesley das grausige Bild — er vernahm ein leises Klirren, sah einen Blitz aufzucken und fühlte die Erschütterung eines rollenden Getöses, welches sich bis in die fernsten Winkel der Höhle fortpflanzte.

„Alle Wetter, Miß Wellesley, ich kam zur rechten Zeit, um diesem Schuß eine Kugel in den Schädel zu senden,“ frohlockte Henry's kräftige Stimme dicht vor dem halbbetäubten Ohr Wellesley's, „ein wenig später, und Sie lägen jetzt in Ihrem Blute. Steigen Sie nur dreist über die Leiche hinweg und geben Sie mir den Arm, damit ich Sie aus diesem haarsträubenden Felsenlabyrinth führen kann.“

Schon aber lag Dibbeh, deren Sinne schwanden, am Herzen ihres Vaters, ihres Geliebten, der sie über die Blutlache, in welcher Assad's Kopf regungslos ruhte, zu sich herübergehoben und nun mit der Geretteten an's Tageslicht vordrang. Am Thor der Grotte begrüßten die draußen Harrenden halb ungläubig die Erscheinung des verloren geglaubten Mädchens, und begeisterte Lobsprüche wurden Overett für seine Geistesgegenwart und Energie zu Theil. Dieser selbst machte indeß von seiner Heldenthat wenig Aufhebens; als Wellesley in stummem Dank seine Hand ergriff, sagte er sogar beinahe beschämt:

„Den Henker auch! Hätte ich Miß Grace etwa in der grenlichen Patsche sitzen lassen sollen, in die ich sie gebracht? — Nein, Sir, ich konnte nicht weniger thun, ohne mit mir selbst die riesigsten Händel zu bekommen.“

Da der Transport der ohnmächtigen Dibbeh und ihres von Thalseh verwundeten Bruders Zeit beanspruchte, Henry auch darauf drang, die Drusin, deren Schießwaffe der von ihm geschleuderte Stein freilich unbrauchbar gemacht hatte, dennoch zu verfolgen: so wurde beschlossen, Carabet in das beinahe verlassene Lager zu senden, um Mrs. Wellesley von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Nur ungern übernahm er diesen Auftrag, war er sich doch bewußt geworden, daß er seine bisherigen stets nur dem Buchstaben nach hatte ausführen können, ja, daß er dem Geiste seiner Aufgaben oft unwissentlich entgegengewirkt.

Harriet war schon vor Sonnenaufgang durch ihre entsetzte Dienerschaft benruhigt worden, welche das Ausbleiben der zum Cedernfest Aufgebrochenen, das Verschwinden Wellesley's aus seinem Zelte auf Rechnung irgend einer Banditenunthat zu setzen geneigt war. Der Kühle und des Nebels nicht achtend, war sie im Nachtgewande in's Freie getreten und dann ruhelos im Lager umhergeirrt, bis Carabet vor demselben erschien. Auf der Stelle hatte er der vor Frost und Erregung Bebenen nun Bericht über die Vorfälle der Nacht und des Morgens erstatten müssen, und nicht eher hatte Mrs. Wellesley abgelassen, den Harmlosen mit spitzfindigen Fragen zu bedrängen, als bis diesseits des Waldes der langsam nahende Zug sichtbar wurde, welcher in den Steinflüsten organisiert worden. Da aber war Harriet, sich gewaltsam aufraffend, in ihr Zelt getreten und

hatte Mary beauftragt, das Nothwendigste zusammenzupacken, da sie nach Tripolis aufbrechen müsse. Die Kammerfrau, der bereits die Rücksichtslosigkeit aufgefallen war, mit der ihre Herrin seit dem Vorabend die eigene, sonst vergötterte Person behandelte, hatte diesen befremdlichen Entschluß einem Anfall von Geistesstörung zuschreiben zu müssen geglaubt und sich wohl gehütet, den erhaltenen Befehl auszuführen. Ihre Annahme schien sich auch insofern zu bewahrheiten, als Mrs. Wellesley, geschwächt durch jahrelange Verzärtelung und innere Kämpfe, in der That bald unter den Folgen ihrer heutigen Unvorsichtigkeit ernstlich zu leiden anfang und, statt vor der Ankunft der Karawane das Lager verlassen zu können, sich genöthigt sah, ihre von Fieberfrost und Blut abwechselnd durchbehten Glieder auf die Luftpolster in ihrem Schlafgemach zu strecken.

Die Nachricht von Harriet's Unwohlsein war die erste, welche Wellesley und Dibbeh, als sie Seite an Seite, in beklommenes Schweigen versunken, den Platz unter der Platane erreichten, entgegengebracht wurde, und zwar von dem Missionär, dessen ärztliche Kunst bereits aufgerufen worden war, um der Leidenden Erleichterung zu schaffen. Das gerettete Mädchen, deren Gedanken bisher noch die schaurigen Vorfälle umschwirrt hatten, welche ihrer Erinnerung so nahe lagen, schien aus einem Traum aufzuschrecken, als jener Name genannt wurde. Seitdem sie gestern Abend so energisch für die Rechte der langjährigen Gattin ihres Pflegevaters aufgetreten war, hatte sich in ihrem innigen, zärtlichen Gefühl für diesen eine Wandlung zur Leidenschaft vollzogen; in dem Augenblick, da ihr junges Leben nur noch an einem Faden hing, war das Bekenntniß der so plötzlich voll gereiften Liebe über ihre Lippen geslitten. Aus dem Jenseits hatte sie Wellesley zuzurufen gewähnt, daß sie sein eigen sei; das Sündige dieser geistigen Hingabe war ihr schon im eigenen Blut gesüht erschienen.

Nun aber, da Dibbeh eine Auferstehung aus der Agonie erlebt, kam es ihr zu, das persönliche Bewußtsein auch wieder in Einklang mit der allgemein gültigen Sittlichkeit zu setzen: dieselben Rechte, welche sie gestern Wellesley's Gattin zuerkannt, mußte sie heute für die Nebenbuhlerin gelten lassen. Ja, sonderbar: so wenig sympathisch Harriet dem jungen Mädchen auch früher gewesen, als sie in ihr nur eine verwöhnte Modedame zu sehen glaubte, so mittheilsvoll schlug Dibbeh's Herz jetzt der Frau entgegen, welcher sie die Liebe ihres Gatten geraubt.

Dem peinlichen Schweigen, das der Mittheilung Carabet's folgte, machte Dibbeh zuerst ein Ende.

„Laß mich, Vater,“ sagte sie mit niedergeschlagenem Auge und bedeutungsvoller Betonung zu dem ebenfalls tief ergriffenen Gefährten, „die Kranke gleich jetzt besuchen.“

„Du bist selbst noch zu angegriffen von der bestandenen furchtbaren Gefahr, um Dich als Pflegerin nützlich machen zu können,“ entgegnete er zögernd.

„Sei vielmehr überzeugt, daß es mir heilsam sein wird, mich selbst vergessen zu können,“ versicherte sie ernst.

Er trat ihr näher und murmelte: „Wird Harriet Dich um sich sehen wollen?“

Dibbeh zuckte zusammen. Dieser Einwurf schien ihr ein Verdammungsurtheil. Doch bald faßte sie sich so weit, um Carabet fragen zu können, ob Mrs. Wellesley bei Bewußtsein sei.

„Leider nein, und ich fürchte, ihr Kopf wird sich noch mehr verwirren, wenn der Abend einbricht.“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, eilte das junge Mädchen dem Zelt Harriet's zu. Erstaunt sah Mary sie dasselbe betreten; hatte doch bisher zwischen Pflegemutter und Pflege Tochter völlige Entfremdung geherrscht; auch als Dibbeh sich nun anschickte, an der Sorge für die Kranke theilzunehmen, schüttelte die erfahrene Kammerfrau zweifelnd den Kopf. Was konnte man in der That für Hülfsleistungen von dem wilden Dinge erwarten, das von keinem Körperleiden wußte!

Allein Dibbeh ließ es sich angelegen sein, dieß Vorurtheil zu Schanden zu machen; unter dem Schutze der Bewußtlosigkeit Harriet's wagte sie, dieser alle Handreichungen zu thun, welche zuerst Carabet und dann ein von dem verwundeten Junis, der sich im Kloster einquartiert, dorthin gesandter heilkundiger Mönch verordnete. Diese beiden ärztlichen Dilettanten sahen sich jedoch nur zu bald an der Grenze ihres Könnens angelangt, und die Frage wurde angeregt, ob sich nicht ein Transport der Kranken nach Beirut ermöglichen lasse. Indes waren die Wege und vor Allem die Verkehrsmittel zu primitiv, um dieses Wagniß unternehmen zu können; Wellesley schrieb daher an Noß und forderte die Sendung des tüchtigsten Arztes der Mission, dem er für seinen Aufenthalt in Kanobin reiche Entschädigung versprach.

Henry war es, der die Beförderung dieser dringlichen Botschaft übernahm. Die Rolle, welche er in dem blutigen Drama vom Cedernberg gespielt, der Umstand, daß er mit Abu Ischak's Hülfe Thaljah gefangen genommen, legten es ihm nahe, in der Küstenstadt mit dem amerikanischen Konsul zu konferiren; zudem hatte Junis, dessen weniggleich ungefährlche Verwundung ihn noch vom Reisen abhielt, Everett dringend ersucht, dem Gouverneur gegenüber das Ausbleiben seines Sekretärs in einer Weise zu entschuldigen, welche auf diesen das denkbar günstigste Licht werfen müsse. So verließ denn am Tage nach Harriet's Erkrankung ihr Better bereits mit einem Führer den Lagerplatz und erreichte, dank seinem energischen Eifer, in außerordentlich kurzer Frist das Ziel des beschwerlichen Nittes.

Es war nicht Henry's Schuld, daß, als der von Noß zur Hülfsleistung in Kanobin geworbene amerikanische Arzt dort in möglichster Eile eintraf, dessen ernste Miene nach dem ersten Blick, den er auf die Kranke geworfen, ein „Zu spät“ auszudrücken schien, wie auch kein Vorwurf die sich in Mrs. Wellesley's Pflege erschöpfenden Zurückgebliebenen treffen konnte. Der Organismus Harriet's, in systematischer Weise verfeinert, verwehlicht, war, sobald sie ihn rücksichtslos rauhen Einflüssen ausgesetzt hatte, in's Innerste getroffen worden und zerfetzte sich unaufhaltfam, wenn auch ohne schmerzliche Krisen. Während der Fieberanfalle, die sich täglich erneuerten, war sie

bestimmungslos; in den Pausen zwischen denselben matt, aber ruhig. Dibbeh's Gegenwart hatte sich ihr so allmählig und so diskret fühlbar gemacht, daß ihr Bewußtsein die Pflegerin ohne Widerstreben angenommen hatte; auch Wellesley wurde von der Kranken ohne die Bitterkeit behandelt, der er zu begegnen fürchtete, als er an ihr Bett trat. Zuerst freilich nur oberflächlich gestaltete sich das Zusammenleben dieser drei einander innerlich zu nahen oder zu fernem Wesen so harmonisch, daß jeder in die Beziehungen der Gruppe Ueingezeichnete sie von einem zärtlichen Familienband umschlungen glauben mußte; bald aber drang dieser Afford mehr aus der Tiefe der Herzen, welche der endlichen Schlichtung ihrer Ansprüche und Klagen täglich gewisser werden mußten. Als nach einigen Wochen Wellesley und Dibbeh von dem Arzte aufgefordert wurden, sich auf das baldige Verschwinden Harriet's gefaßt zu machen, ergriff sie tiefe Wehmuth Derjenigen gegenüber, die das Loos getroffen, Raum zu geben für ihr künftiges Glück; als die Kranke selbst erkannte, daß ihr Zustand ein hoffnungsloser, grollte sie der verhängnißvollen Liebe der Beiden nicht länger; ja sie vereinigte, ehe das Bewußtsein sie ganz verließ, deren Hände auf ihrer röchelnden Brust.

So rein und edel gestimmt war der Liebenden Gefühl, als sie, nachdem der tiefbewegte Carabet Harriet's Leiche eingeseget, mit einander am einsamen Waldgrabe der Verewigten standen, daß sie angesichts

desselben beschlossen, als Vater und Tochter beisammen zu bleiben, bis die Schranken dieses Verhältnisses ihrem Sehnen zu eng würden. Es verlangte Wellesley ebensowenig als Dibbeh zurück in den Strudel des geschäftlichen und geselligen Lebens von Boston; Everett, dessen Charakter die herben Erfahrungen der letzten Zeit gereift und vertieft hatten, sollte als Theilhaber des Handlungshauses dessen ersten Chef in Amerika vertreten; während der persönliche Einfluß, den der reiche Mann auf Yunis erlangt, dazu verwerthet zu werden bestimmt war, den rachsüchtigen Groll des einflussreichen Administrativbeamten gegen die einander vor Gericht der Mitschuld an Assad's Verbrechen bezichtigenden Drusen Abu Ischaf und Thalsch zu dämpfen und den beiden Glenden ein mildes Urtheil zu erwirken.

Wellesley und Dibbeh kamen daher überein, in einem der Mission gehörigen, auf den Vorhöfen des Libanon in der Nähe von Beirut liegenden einfachen Landhause so lange ihren Wohnsitz aufzuschlagen, als der erschütternde Nachhall des jüngst Erlebten äußerlich und innerlich dauern mochte. Der läuternde Genuß erhabener Naturbilder, die Bethätigung menschenfreundlicher Gesinnung wurden von ihnen dazu erwählt, sie in edlem Uebergang aus der tragischen Epoche, welche sie eben durchlebt, in das selige Idyll zu leiten, das ihre Liebe aus der Zukunft zu bilden sicher war — denn Beide wußten sich ja einander für alle Zeit „seelen eigen“.

N o s a i k.

Hebräer zu Hause. „Also doch endlich geheirathet, alter Junge!“ redet ein von der Reise zurückgekehrter Herr den ihm begegnenden Freund lächelnd an. „Da gratulire ich von Herzen! Habe schon gehört, daß Deine Gattin eine vollkommene, hochgebildete Frau sein soll.“ — „Ist sie, ist sie, lieber Freund,“ lautet die mit süßlicher Miene gegebene Antwort, „ist vollkommen zu Hause in der in- und ausländischen Literatur, zu Hause in der Musik, zu Hause in Kunst und Wissenschaft, kurzum überall zu Hause, ausgenommen . . .“ — „Ausgenommen?“ — „Ausgenommen zu Hause!“

Spanische Nachtwächter. Die Nachtwächter haben in Spanien das Privilegium, die Leute aus dem Schlaf zu wecken. Sie rufen nicht nur jede Stunde, sondern sogar jede Viertelstunde und an jeder Ecke an, und zwar nicht nur die Viertelstunde, sondern auch das Wetter. Zum Beispiel: zweieinhalb Uhr Morgens, „hell vorbei“; dreieinviertel Morgens, „es regnet“; vier Uhr Morgens, „Nebel“.

Praktischer Dialog. „Himmel, wie dumm bin ich doch!“ — „Da haben Sie Recht, mein Fräulein!“ — „Sie sind impertinent, mein Herr!“ — „Wieso, Sie sagten doch selbst . . .“ — „Ich sagte es, ohne dabei etwas zu denken!“ — „Und ich dachte es, ohne dabei etwas zu sagen.“

Gefangen. In Memoiren aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten wird erzählt, daß, als eine junge, sehr schöne Dame einst für die Armen sammelte, der Prinz von Condé zehn Louis in den Beutel legte, mit den Worten: „Pour vos beaux yeux, Mademoiselle.“ Die Dame verneigte sich tief und erwiderte: „Mille grâces, Monseigneur, et à présent pour les pauvres, s'il vous plait.“ Der Prinz lächelte und spendete abermals zehn Louis.

Gemeinderathsgreif. In einer Sitzung des kleinstädtischen Kollegiums beschwerte sich ein Redner über die unmotivirte Abwesenheit eines Gemeinderathsmitgliedes. Da erhob sich plötzlich in edler Entrüstung ein anderer der Stadtväter und rief mit tiefem Exprobrationsruf in die verblüffte Versammlung: „Ich find's nicht hübsch, dieß Hinterrücks! Der geehrte Herr Vorredner hätte heute seine Beschwerde anständigerweise nur vorbringen sollen, wenn der Beschuldigte anwesend gewesen wäre!“

Abgefertigt. Der durch seine frivolsten Romane bekannte Crebillon prahlte einst Rousseau gegenüber, daß sein Verleger im letzten Monat bereits vier Auflagen seines jüngsten Werkes verkauft habe, während in dieser Zeit noch lange nicht die erste Auflage von Rousseau's „Neue Heloise“ abgesetzt worden. „Nun ja,“ meinte Rousseau ruhig, „man kam mit Sicherheit annehmen, daß jährlich mindestens eine Million Mal mehr Eigelb als Ananas verzehret werden, aber — wer verzehret sie?“

Romane von Georg Ebers.
Deutsche Verlags-Anstalt
 vormals Eduard Hallberger
 in **Stuttgart und Leipzig.**

Eine ägyptische Königstochter. Elfte Auflage. 3 Bde. M. 15. — *Uarda.* Zehnte Auflage. 3 Bände. M. 15. — *Die Schwestern.* Vierzehnte Aufl. M. 7. — *Der Kaiser.* Zehnte Aufl. 2 Bde. M. 12. — *Homo sum.* Elfte Auflage. M. 7. — *Die Frau Bürgermeisterin.* Zwölfte Auflage. M. 7. — *Ein Wort.* Elfte Auflage. M. 7. — *Eine Frage.* Idyll. Dritte Auflage. M. 5. *Sämmtlich in feinem Original-Einband. Lieblingsbücher der deutschen Familie.*